



Jeden Sonntag erscheint  
eine Nummer.

Vierunddreißigster Jahrgang.

N<sup>o</sup> 23.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer  
15 Pfennig.

## Das Haus mit den zwei Eingängen.

Roman

von

S. Rosenthal-Bonin.

XXIV.

Helmer Wallroden saß in dem kleinen, graugrün getünchten Zimmer des Stadtgerichtsgebäudes, das für die Untersuchungsgefangenen der besseren Klassen diente. Der nüchterne, schulzimmerartige Raum war dürftig möblirt mit einem eisernen Bett, einem Holzschrank und zwei Stühlen, die an einem großen Tisch standen; auf einem dieser saß Helmer, vor sich einen Stofß Akten, die er durchlas und ordnete. Er war bleicher als gewöhnlich, sein Gesichtsausdruck jedoch ruhig und gefaßt.

Jetzt blickte er von der Arbeit auf und sein Blick schweifte durch das Fenster zu dem hellblauen Himmel, der freundlich,

aber kalt auf die dickereiten Hausdächer schaute; er lehnte sich in den plumpen Holzstuhl zurück. Jetzt war er zwei Tage schon in der Haft. Er ließ die Ereignisse der letzten Tage an sich vorbeiziehen. Hase hatte ihn verlassen, Rosa ihm erklärt, daß er unwürdig handle, seine Braut mit der größten Schroffheit sich von ihm gewendet und ihm die schmächtigsten Verleumdungen in das Gesicht geschleudert, ja einen Haß gezeigt, der nahe an Wahnsinn streifte, und all dies deshalb, weil er das Vermögen behielt, eigentlich sogar gegen seine Ueberzeugung. War denn dies der Pein, der Sorge, der Angst wert, lohnte es sich denn, deswegen so furchtbare Dinge wie diese Verdächtigung auf sich zu laden, und die Achtung seiner Mitbürger zu verlieren? Als er erfuhr, daß jener Koba tot sei, sann der Anwalt; hatte ihn denn da das Bewußtsein, nun unbestrittener Erbe zu sein, erfreut? War es ihm nicht vielmehr gleich einer unheimlichen Last erschienen, auf welcher stets ein finsterner Schatten ruhte? Atmete er nicht in Wahrheit auf, als die Nachricht zu ihm drang, jener Mensch lebe und gebe Hoffnung auf Genesung? War es ihm da

nicht zu Mut, als würde sein Herz, seine Brust, sein Gewissen erleichtert? Ist denn der Besitz dieses Reichthums wirklich der Inbegriff alles Glücks und sein Verlust eine so unerträgliche Schädigung seines ganzen, zukünftigen Lebens? So drängten sich die Gedanken in Helmer Wallroden's Kopf.

„Mein Standpunkt war der des Rechts,“ setzte er seine Betrachtungen fort. „Der Buchstabe des Gesetzes stand auf meiner Seite, aber mein Gewissen stritt dagegen und ich wollte nicht weichen. Ich war eine Stunde der Erbe; war ich glücklich, ruhig, zufrieden? Nein!“ rief der Advokat, „ich fühlte mich wahrhaft bestraft durch die Erfüllung dieses jahrelang so sehnlichst erharrten Wunsches. Mein Rechtsstandpunkt versank in nichts und mein Herz stritt wider mich und vergällte mir den Erfolg. Wie nichtig erscheint mir jetzt diese Erbschaftsache dem Unglück gegenüber, das mich betroffen, Stadtgespräch zu sein; einige Stunden nur in dem Rufe zu stehen, als könnte ich an dem scheußlichen Verbrechen nur irgend welchen Teil haben. Das ist furchtbar, und das Gräßlichste hierbei, daß ich nicht



Ausfahrt der Heringsskottillie in Aberdeen. (S. 270.)



ganz ohne Schuld bin daran, daß der Verdacht gegen mich überhaupt Fuß fassen konnte."

In diesen Erwägungen und bitteren Betrachtungen störte das Erscheinen des Staatsprokurators Helmer Wallroden.

"Ich komme, Herr Wallroden," begann der Procurator, "in einer Angelegenheit, die mir leichter würde, in Ihrer Kanzlei mit Ihnen zu arrangieren, weil sie nicht dazu angethan ist, Ihre Einsamkeit hier zu erhellen. Sie werden es sich denken können, was mich herführt, Herr Kollege," fügte der Procurator hinzu.

"Mir mitzuteilen, daß der nächste Erbe gefunden worden ist," fiel Helmer ruhig und kühl ein.

Der Procurator schaute bei diesem Tone auf.

"Ja," antwortete er, "und ich freue mich, daß Sie die Sache so philosophisch aufnehmen." Mit diesen Worten überreichte der Procurator Helmer ein Aktenstück. "Das ist das Beweismaterial," erläuterte er.

Helmer las das umfangreiche Aktenstück sorgfältig durch.

"Dagegen wird kein vernünftiger Mensch Einspruch erheben," nahm er jetzt das Wort. "Sobald hier meine Haft beendet sein wird, und das kann ja unmöglich lange dauern, werde ich die Verwaltung des Vermögens niederlegen und alle Werte Ihnen behändigen." So sprach er ruhig, klar und geschäftsmäßig.

"Ich bewundere Ihren Gleichmut, Herr Kollege, mit welchem Sie sich in diesen bedeutungsvollen Umschwung der Verhältnisse finden, das dürften wenige Ihnen gleichthun," äußerte der Procurator.

Helmer lächelte eigentümlich.

"Ich glaube, es dürften wenige an meiner Stelle nicht gleich mir fühlen," meinte er. "Ich kann Ihnen in Wahrheit versichern, Herr Procurator, daß die Nachricht, welche Sie mir eben bringen, mir vorkommt wie eine Erleichterung von einem schweren Druck, wie eine Erleichterung meiner Seele von einer großen Last, Unruhe und Sorge, und, wenn erst diese Verdächtigung gefallen sein wird, die unmöglich einer sorgfältigen Untersuchung standhalten kann, werde ich mich leicht, heiter und frei fühlen wie vielleicht noch nie in meinem Leben. Wann habe ich den Besuch des Herrn Staatsanwalts zu erwarten?" schloß Helmer.

"Ich glaube, morgen, Herr Kollege."

"Nun, ich hoffe, daß dies der erste und der zugleich letzte Besuch dieses Herrn hier bei mir sein wird; denn es können ja nur für mich widerwärtige Zufälligkeiten sein, welche diese Maßnahme veranlaßt," meinte Helmer.

"Das hoffe ich auch, Herr Kollege, und wünsche es von Herzen."

So sprechend, verabschiedete sich der Procurator von Helmer Wallroden, viel ernster in Ton und Haltung unwillkürlich, als er merken lassen wollte.

Am Abend dieses Tages saß Rosa neben Frau Verrugnas, die gedankenvoll in die Flammen des Kamins des Esszimmers schaute. Es war sonst kein Licht im Zimmer und die rote Glut der zusammensinkenden Kohlen und das Aufblühen kleiner blauer Flammen beleuchtete geisterhaft die beiden Frauen.

Da sprach plötzlich Rosa: "Frau Wallroden, Ihnen ist dieser Cesarini mehr als ein oberflächlicher Bekannter."

Die Spanierin zuckte zusammen, sie stieß einen seltsamen Laut des Erschreckens aus.

"Er ist mir fast fremd," ließ sie mit beinahe erschauernder Stimme vernehmen.

"Nein, er ist Ihnen nicht fremd," warf dagegen Rosa entschieden ein. "Ich habe Sie beobachtet, Frau Wallroden," fuhr Rosa ernst und eindringlich fort. "Ich habe die feste Überzeugung, daß Sie nicht nur jenen Mann kannten, sondern daß er Ihnen nahe steht, denn sonst hätten Sie nicht gezittert und gebebt, als man seinen Namen nannte, sonst wäre Ihnen nicht fast das Herz gebrochen, da sie erfuhren, was er gethan, sonst würden Sie nicht ohnmächtig hingestürzt sein, als Sie die ganze Schwere dieses Verbrechens von diesem Manne erfuhren. Stellen Sie sich nun vor," sprach Rosa jetzt auch mit der Erregung bebender Stimme weiter, "daß ein ehrenhafter, braver, hochangesehener Mann in den Verdacht gekommen ist, jenen Cesarini zu der Uebelthat angestiftet zu haben, im Gefängnis deshalb schmachtet, sein Ruf, seine Ehre, seine ganze Existenz untergraben wird durch diesen Verdacht. Vergewärtigen Sie sich das, Frau Wallroden. Ist es da recht, daß Sie jetzt schweigen, etwas verheimlichen und so das Unglück dichter, dunkler, schwerer machen, das einen Unschuldigen umfängt und zu Boden drückt?"

Frau Wallroden schwieg, ihr Atem ging ächzend.

"Sie haben heute ein großes Glück erfahren," fuhr Rosa mit herzbewegendem Tone fort. "Sie haben Ihren Sohn wiedergefunden, den schwerverletzten, auf dem Wege einer unerwartet schnellen Besserung. Sie haben ein liebes Kind in die Arme geschlossen, das für Sie verloren war seit vierzehn Jahren, es wiedergefunden als einen ehlen, reinen, schönen Menschen, trotz all der Versuchung, die ihn bei seinem unflüchtigen Leben und gefährlichen Verufe umtoste, und in diesem Himmelsglück können Sie es über sich gewinnen, einen Unschuldigen, dem Sie zu helfen im Stande sind, durch Ihr Schweigen in dem gräßlichsten Elend, als Genosse eines Mörders betrachtet zu werden, schmachten zu lassen."

Frau Wallroden schwieg noch immer. Sie ließ keinen Laut vernehmen.

"Das können Sie nicht!" rief Rosa aus. "Das ist unwürdig des Herzens eines Weibes und dem einer glücklichen Mutter. Denken Sie, wenn jener Mann Ihr Sohn wäre."

Frau Wallroden saß da wie eine Statue.

"Sie kennen jenen bösen Menschen. Sie wissen, weshalb er es gethan," fuhr jetzt Rosa mit lauter Stimme fort, "und Sie sind schuldig und verpflichtet, zu sagen, was Sie wissen."

"Ich kenne den Menschen nicht näher," ächzte die Spanierin.

Rosa fiel der Frau zu Füßen und umschlang ihre Kniee.

"Ich flehe Sie an; es ist das erstemal, daß ich vor jemand anderem als vor Gott kniee, ich flehe Sie an, erweichen Sie Ihr Herz. Sie können ihn retten, und thun Sie es nicht, Sie werden keinen Segen haben, das Glück wird sich Ihnen in Unglück verkehren, das sagt eine Stimme in mir, das fühle ich. Sie werden bestraft werden durch Ihre Hartherzigkeit gerade an dem, was Ihnen das Liebste ist, weil Sie einen Menschen können untergehen, versinken lassen, den eine Handreichung von Ihnen retten könnte," schloß Rosa mit einer Stimme, in der tausend Thränen zitterten.

Was alle Vorstellungen, alles Bitten nicht erreichte, das bewirkte der Aberglaube, der in dem Herzen der Spanierin steckte. Der prophetische Ton Rosa's, als sie sagte: "Sie werden keinen Segen haben, das Glück wird sich in Unglück verkehren, ich fühle es," rief einen Schauer in der Spanierin Brust hervor.

"O, es kompromittirt mich entsetzlich," stöhnte Frau Wallroden. "Es ist gräßlich, jetzt gerade in diesem Augenblick, als alles so schön wird, da mir der Stern, nach dem ich so lange gesucht, leuchtet! Sie verlangen Furchtbare," warf sie Rosa entgegen.

Diese hatte sich erhoben.

"Ich verlange eine That der Menschlichkeit, und diese kompromittirt nie, im Gegenteil, die erhebt in den Augen aller guten Menschen," rief sie beweglich aus. "Man wird das Ihnen hoch anrechnen, wenn Sie alle selbstthätigen Beweggründe hintansetzen, um Gebote der Menschlichkeit zu erfüllen, und Ihr Sohn, der bin ich sicher, wird Sie deshalb nur um so mehr verehren, denn er denkt wie ich in diesem Fall," vollendete Rosa ihre zum Herzen dringenden Vorstellungen.

"Es ist mein Bruder!" stieß da die Spanierin weinend hervor, "er war ein böser Mensch zeitlebens. Er muß von der Erbschaft erfahren haben, denn er reiste plötzlich heimlich von uns fort von Madrid, hieher, um diese gräßliche That hier zu vollbringen. Er heißt Liberio. Es ist grauenhaft, seiner Schwester Sohn, um des elenden Geldes willen!" schluchzte Frau Wallroden.

"Gott sei Dank!" rief jetzt Rosa aus, "das ist ein fröhliches Licht in der Finsternis, ich will es zum Brande anschauen, der ihm aus dieser Schmach leuchtet."

Es war schon spät abends, als Rosa diese Thatfachen von der Spanierin erfuhr; sie zögerte jedoch keinen Augenblick, für den geliebten Mann weiter zu wirken. Sofort ging sie zu Herrn Hase, machte ihn bekannt mit dem, was sie der Frau Verrugnas-Wallroden entlockt hatte, und bat ihn inständig, einige Zeilen persönlich heut noch zu dem Staatsanwalt zu bringen.

Der Kalkulator sah auf die Uhr, aber er stimmte schließlich zu, und Rosa trat an seinen kleinen Schreibtisch und warf folgende Zeilen auf das Papier:

"Hochverehrter Herr Staatsanwalt!"

"Von der Unschuld des Herrn Helmer Wallroden vollständig überzeugt, habe ich mich bestrebt, so weit meine schwachen Kräfte reichen, zur Aufklärung dieses schmachvollen Irrtums der Justiz beizutragen. Ich habe das Glück gehabt, eine hartnäckige Verschweigerin, die Frau Verrugnas-Wallroden, die Witwe Johann Wallroden's und die Mutter jenes Paul Koda, zu bewegen, daß sie Wichtiges über die Persönlichkeit jenes Cesarini mir gestand, und ich wollte durch diese Zeilen die ehrerbietige Bitte an Euer Hochwohlgeboren richten, die Sache im Interesse der Wahrheit und der Gerechtigkeit nach Ihrer Weisheit weiter zu verfolgen. Die Dame wohnt bei uns, bei Frau E. Bernike, als deren Tochter die Ehre hat, zu zeichnen

Rosa Bernike."

Der Staatsanwalt las diesen Brief mit einigem Erstaunen.

"Schmachvoller Irrtum der Justiz — im Interesse der Wahrheit und Gerechtigkeit," wiederholte er daraus zu Herrn Hase. "Die Dame führt eine resolute Sprache, sie verschweigt nicht, was sie von uns denkt; nun, es schlägt ein tapferer, ehrlicher, kühner Ton aus diesem Brief hervor, und das gefällt mir. Sie kennen die Briefschreiberin, Herr Hase?" fragte der Beamte diesen.

"Ich wohne bei den Leuten," erklärte der Kalkulator; "das Fräulein Rosa ist eine mutige, entschlossene und geistvolle Dame, so lauter und klar, was sie denkt und thut, wie Gold, und ich habe die unmaßgebliche Ansicht, Herr Staatsanwalt, daß es für diese Sache, die ja uns allen von der Justiz sehr am Herzen liegt, von Nutzen sein dürfte, dem, was Fräulein Rosa da mitgeteilt, Beachtung zu schenken."

"Das bin ich allerdings willens, Herr Kalkulator," erwiderte der Staatsanwalt. "Was wir über diesen rätselhaften Fall erkunden können, ist wichtig, und ich werde keine Minute versäumen, mich von allem, was sich

mir darbietet, zu unterrichten. Bitte, bestellen Sie das einstweilen dem Fräulein Bernike. Ich werde mir erlauben, morgen früh um neun Uhr einen Wagen zu den Damen zu schicken, und ersuche sie, zur Beantwortung einiger Fragen hier in der Kanzlei erscheinen zu wollen."

Mit diesem Auftrag verabschiedete sich der Beamte von Herrn Hase.

Am nächsten Morgen pünktlich zur festgesetzten Stunde traten Rosa und Frau Verrugnas-Wallroden in das Amtszimmer des Staatsanwalts. Der Beamte begrüßte die Damen mit der ihm eigenen feierlichen Höflichkeit.

"Mein Fräulein," wandte er sich zuerst an Rosa, "ich bin Ihnen dankbar für das Interesse, das Sie dem dunklen Fall schenken, bei dem die Justiz sehr widerwillig ihres schweren Amtes waltet. Glauben Sie mir, mein Fräulein," fuhr der Beamte fort, "ich persönlich wünsche nichts sehnlicher, als daß Herr Helmer Wallroden so bald wie möglich von allem Verdacht gereinigt dastehet. Mein Amt zwingt mich, Schuld zu suchen, es legt mir aber auch die Pflicht auf, sorgfältig zu erwägen und zu prüfen, ob die Schuld nicht auf einer andern Seite liegen könnte, als die Umstände dies erscheinen lassen, und ich nehme mit großem Dank jeden Wink auf, der mich in diesem wichtigsten Teile meiner Thätigkeit unterstützt. Es würde mich ungemein freuen, wenn Sie uns nachweisen könnten, daß wir unsere Waffen nach einem unrichtigen Punkte lenken." So schloß der Staatsanwalt.

"Diese Dame," nahm Rosa jetzt das Wort, "es ist die Mutter jenes Paul Koda, hat sich gestern bewegen lassen, einzugestehen, daß der Meuchelmörder nicht Cesarini heißt, sondern Liberio Verrugnas und ihr Bruder ist. Sie spricht nur französisch," fügte Rosa hinzu.

Der Staatsanwalt drückte auf einen Knopf, ein Schreiber erschien und nahm an einem Seitentische Platz, und jetzt wandte sich der Beamte an die Spanierin, und forderte sie auf, ihm vertrauensvoll alles zu erzählen, was sie über ihren Bruder in Beziehung zu dieser üblen That hier wüßte. "Es handelt sich um Ehre und Existenz eines bisher hochgeachteten Mannes," verstärkte der Staatsanwalt seine Ermahnung.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Raskmarkt in Wien.

(Bild S. 268.)

Der Raskmarkt in Wien ist nicht mehr, was er war, das heißt, er ist heutzutage so ziemlich in das Niveau der Grünmärkte anderer Städte hinauf- oder hinabgesunken. Der Unterschied besteht nur in der Größe oder Kleinheit der Dimensionen, der Gattung der Ware und der Dekoration — im Grunde findet man den heutigen Raskmarkt in Brüssel wie in Paris, in Verona wie in Petersburg wieder.

Auf zahlreichen Ständen liegt das schönste Obst wohlgeschichtet, Obst aus allen obstrichen Gegenden des fruchtbarsten Oesterreich bis nach Triest hinunter, lauter ausgesuchte Ware mit einem Täfelchen dabei, welches den Preis bekannt gibt. Die Verkäuferinnen sind gemüthliche Frauen ohne jede Grobheit, die Käufer kaufen "ohne Biß". Hinter den Obstständen gegen die Margaretenstraße hin, am alten Freihaufe (wo Mozart komponirte) entlang ziehen sich dann die Verkaufsstellen der "Italiener", das heißt der Leute, welche Orangen, Datteln, Feigen und alle Süßfrüchte aus irgend einem südlichen Lande Oesterreichs en gros beziehen und hier verwerten. Ganze Goldberge bilden die Orangen, süßer Duft liegt über diesen Hügel, und man kann da von den Vorbeerbäumern träumen, deren Zweige hier als Verpackungsmaterial wie als Verkaufsartikel in der Sommerluft wehen.

Daran schließt sich der Geflügel- und Fischmarkt. Der Geflügelmarkt besonders, wo in grünen Hütten die fettesten Gänse, die mürbsten Enten, die zartesten Hühner und die stolzeiten Puter wohlgerast, buttergell und appetitlich aufgeschichtet liegen, ist die Wonne aller Hausfrauen und aller Gourmands. Ich kenne Millionen, welche gezwungen sind, bei den Sackern und verglichen die raffinierte, delikate Kost der Reichen zu speisen, und welche auf ihrem Morgenpapierganze gern durch diese Geflügelgasse gehen und feugend an eine gut bürgerlich zubereitete Gans denken. Zur Fischzeit findet man da ein kleines Venedig — im Geruche. Gegen die Wiedenstrasse hin kommen dann die Blumenstände für die kleinen Bürger. Nichts Exotisches, nichts Ausergewöhnliches, aber dafür so duftend und liebherzig in den bescheidenen Töpfen.

Das ist der "Raskmarkt" von Wien. Wie lange noch? Die großen Markthallen mit ihren Glasdächern, ihren vornehm-brutalen Verkäufern, ihren geldbesorgten Kunden, ihren Sicherheitsorganen haben auch in Wien das Naturwüchsige, Echte, Eigenerhaltene vertrieben. Auch der Raskmarkt thut es, wie gesagt, schon den Markthallen nach: man ist da — höflich!

O ihr Zeiten von einst, wo seid ihr, da der Raskmarkt der Ort war, wo man stets einen Streit vernahm, wo man stets einen Biß hörte? Wo die alten Obstlerweiber mit den finger haubenartigen Strohhüten an ihren Ständen saßen, stets bereit, jedem Kunden mit ihrer Ware zugleich eine jener köstlichen Grobheiten in den Kauf zu geben, über welche man sich ärgern wollte und über die man sich vor Lachen "kugeln" mußte? Jene Zeiten, wo der Raskmarkt gleichsam das Revier der "Schusterbuben" war, welche an Redheit, Frohsinn und Wiß alle unsere heutigen Librettidichter übertreffen? Die "Obstlerin" und der "Schusterbub", das waren einst die eigentlichen Herren des Raskmarkts. Geschworene Feinde, wie die Montecchi und Capuletti, stets auf dem Kriegsfuße, stets streitend und einander einen Poffen spielend, immer lustig und immer einander hasend und nicht ohne einander leben lömend... Der Schusterbube ist böhmisch geworden und ich kenne eine Obstlerin, deren Tochter französisch spricht.

Sie transit gloria mundi!

G. M. Vacano.



## Ein unscheinbares Kinglein.

Erzählung

von

Th. Griesinger.

(Nachdruck verboten.)

„Du wirst mir treu bleiben, Elsie?“

„Wie kannst Du Zweifel in mich setzen, Jakob?“

Jakob Arlington sprang auf und zog sein schönes, junges, goldlockiges Gegenüber in seine Arme. Dann noch ein heißer Kuß, und er stürzte zur Thüre hinaus.

Etliche und zwanzig Jahre zuvor kam an einem kalten, stürmischen Regenabend ein junges Weib, das einen kleinen Knaben auf den Armen trug, nach dem Landhause des Herrn Leigh im Staate New-York und bat für die Nacht um Unterkunft. Herr Leigh war ein sehr vermöglicher Farmer oder Gutsbesitzer, hatte aber keine große Zuneigung für Leute von notorischer Armut. Ebenso wenig seine Frau, und somit wurde dem Weibe, das den Knaben trug, nur außer dem Hause, in dem Anbau für Dienstboten, eine Kammer angewiesen. Auch unterließ es Herr Leigh nicht, zuvor das Weib nach den Verhältnissen auszufragen — da er wie seine Frau befürchtete, möglicherweise eine Diebin zu beherbergen — und daselbe gab an, Arlington zu heißen und eine verheiratete Frau zu sein.

„Ich bin jetzt auf dem Weg zu Verwandten,“ sagte das arme Weib, „weil mein Gatte besonderer Umstände wegen eine größere Reise unternehmen mußte, und hoffe bei ihnen bleiben zu können, bis mein Mann entweder zurückkehrt oder mich in seine neue Heimat nachkommen läßt.“

Den andern Morgen befahl Madame Leigh, dem armen Weibe mit ihrem Kinde etwas von dem Frühstück der Dienstboten zu verabreichen, und war höchlich betroffen zu hören, daß das Weib sich in seine Kammer eingeschlossen habe, ohne ein Zeichen des Lebens zu geben. „Sicherlich,“ dachte sie, „hat die Landstreicherin gestohlen und ist dann in der Nacht auf und davon gegangen.“ Zornig ließ sie ihren Gatten herbeiholen, und dieser gab sofort Ordre, die Kammer mit Gewalt zu öffnen. Da zeigte es sich denn, daß die arme Person nicht davon gegangen sei, sondern sie lag im Bette, aber — tot. Ein Herzschlag hatte ihrem Leben schnell ein Ende gemacht. Neben ihr im Bette dagegen lag still und ruhig der Knabe, obwohl mit offenen Augen. Er hatte das arme Mütterchen nicht stören wollen, dieweil er glaubte, es schlafe.

„Was nun thun?“ fragte Frau Leigh ihren Gatten.

„Was thun?“ erwiderte dieser. „Die Tote da muß auf Gemeindefkosten beerdigt werden und der Knabe kommt in ein Waisenhaus.“

„Hm!“ meinte die Frau. „Wie wäre es, wenn wir den Knaben behielten? Wir haben erst vor kurzem unser einziges Söhnlein begraben, und der Pube hier...“

„Was?“ unterbrach sie Herr Leigh. „Du denkst wohl gar, wir sollen den Sprößling der Bettlerin, die am Ende gar nicht einmal verheiratet war, an Kindesstatt annehmen?“

„Nein, das nicht,“ versetzte die Gattin; „aber es ist ein kräftiger Knabe, und wenn wir ihn auferziehen, so wird er Dir in wenigen Jahren von großem Nutzen sein. Du wirst, es fällt schwer genug, einen vertrauten Knecht zu bekommen, und ein Bursche, den man von frühester Jugend an auferzogen, muß selbst noch mehr leisten, als der vertrauteste Knecht.“

„Du hast recht,“ erklärte Herr Leigh, nachdem er eine Zeit lang nachgedacht, „und somit bleibt's dabei. Wir behalten den Knaben.“

Auf diese Art wurde der kaum zweijährige Jakob Arlington ein Insaße des Leigh'schen Hauses und gedieh zu einem starken, gesunden Burschen. Auf seine Erziehung wurde nicht viel verwandt; doch schickte man ihn in die nächste Dorfschule, und er lernte da, was man in der Dorfschule lernt. Auch saß er meist als der erste auf seiner Bank, und der Lehrer meinte, daß etwas Rechtes aus ihm werden würde, wenn man ihn in eine höhere Anstalt brächte. Zu einem solchen Schritte war jedoch Herr Leigh nicht zu bewegen, sondern nahm vielmehr den Buben mit dessen vierzehntem Jahre ganz aus der Schule weg und verwandte ihn zu seinem Nutzen im Hause wie im Felde. Auch hatte Frau Leigh ganz richtig prophezeit; der Bursche erlernte bald einen vertrauten Knecht und was er that, that er ebenso geschickt als willig und rasch.

Unterdessen hatte Frau Leigh einem Mädchen das Leben gegeben, welches in der Taufe den Namen Elsie erhielt, und ein recht liebliches blauäugiges und goldlockiges Kind war es. Dieses nun schloß der junge Jakob besonders in sein Herz und was er ihm an den Augen absehen konnte, that er für es, ohne daß man ihn erst dazu anweisen mußte. Auch zeigte sich Elsie sehr anhänglich an ihn und wurde schon als kleines Mädchen höchst aufgebracht, wenn er einem andern kleinen Mädchen vom selben Alter, der niedlichen blaffen Nettie, dem Töchterchen einer armen Witwe mit Namen Frau Lee, welche in der nächsten Nähe wohnte und sich von feineren weiblichen Arbeiten näherte, Aufmerksamkeit erwies.

So schwanden die Jahre, und die beiden Mädchen, die Elsie und die Nettie, wurden Jungfrauen von sechzehn Jahren, während Jakob Arlington, ein stämmiger, gesunder,

schöner Bursche, seine zweiundzwanzig zählte. Die Nettie sah Jakob jetzt wenig mehr, denn sie kam nur noch ins Leigh'sche Haus, wenn sie Näharbeiten, welche sie mit ihrer Mutter fertig gebracht, ablieferte, und Elsie erwies sich dann immer so stolz und zurückhaltend gegen sie, daß sie sich mit der erhaltenen Bezahlung in der Tasche stets so schnell als möglich wieder entfernte. Mit Elsie dagegen war Jakob Tag für Tag zusammen, und wie es zu gehen pflegt, die beiden entbrannten in Liebe zu einander oder glaubten wenigstens die innigste Liebe zu fühlen. Da geschah es eines Tages, daß Herr Leigh seine Tochter in den Armen des Jakob überraschte, und sofort überzog sein Gesicht eine dunkle Rotesröte. Die Elsie schickte er augenblicklich auf ihr Zimmer; den Jakob aber nahm er mit auf das seinige.

„Weißt Du, wer Du bist, Bursche?“ herrschte er ihn an. „Der Sohn einer Landstreicherin bist Du, von dem man nicht einmal weiß, ob er nur einen Vater hat. Aus Gnade und Barmherzigkeit habe ich Dich auferzogen, sozusagen als ein auf der Straße aufgelesenes Kind, und Du Bursche ohne alle Herkunft, Du, der Du so arm bist wie eine Kirchenmaus, Du wagst es, Dein Auge zu meiner Tochter zu erheben? Trecher Schlingel, der Du bist, packe augenblicklich Deine paar Siebensachen zusammen und dann mache, daß Du aus meinem Hause kommst, um es nie wieder zu betreten.“

Außer sich vor Scham, keines Wortes fähig, stürzte Jakob Arlington aus dem Zimmer; außen auf dem Gang aber erwartete ihn Elsie und zog ihn in ihr Gemach. Dort schwur sie sich nochmals, wie wir am Eingang dieser Erzählung gesehen haben, ewige Liebe, und zum Zeichen ihres Bündnisses fürs Leben steckte Elsie ein Kinglein, das ihr Jakob gab, an ihren Finger. Es war nur ein unscheinbarer Goldreif in Form einer Schlange, die sich in den Schwanz beißt; aber für Jakob hatte er einen unendlichen Werth, denn es war das einzige Vermächtniß, das er von seiner verstorbenen Mutter besaß. Man nahm es seiner Zeit der Toten vom Finger, und Herr Leigh bewahrte es auf, bis Jakob zum selbständigen Menschen herangewachsen war.

Sieben Jahre vergingen, da schritt eines Abends Jakob Arlington dem Leigh'schen Hause zu. Diese ganze Zeit über hatte er nichts von den Insaßen desselben gehört und gesehen; aber oft und viel waren seine Gedanken bei ihnen gewesen, und die letzten Worte Elsie's, die sie ihm bei seinem Scheiden nachrief, blieben wie mit ehernem Spieß in sein Herz gegraben. „Du magst zurückkehren, wie Du willst, arm oder reich, immer wird meine Liebe gegen Dich dieselbe bleiben,“ so hatten jene Worte gelautet und jetzt, wie er sich der Thürschwelle näherte, fielen sie ihm unwillkürlich wieder ein.

Er rührte den Klopfer und Frau Leigh öffnete ihm eigenhändig. Sie schaute ihm eine Zeit lang ins Gesicht; dann suchte es eigentümlich in ihr auf. „Jakob!“ rief sie; „oder sollte ich mich täuschen?“

„Nein, der Jakob ist es,“ erwiderte er, ihr die Hand entgegenstreckend. „Alles wohl und gesund, wie ich hoffe?“

„Ja,“ versetzte sie, „aber kommen Sie ins Wohnzimmer.“

Auf einem erhöhten Platze an einem Buntstischchen saß eine junge Dame mit der modernsten Haarfrisur und dieser Frisur entsprach das übrige Aussehen. Jakob Arlington schritt rasch auf sie zu und sie erhob sich langsam, als sie ihn erkannte.

„Elsie!“ rief er, und nur mit Mühe enthielt er sich, seine Arme auszubreiten.

Sie aber? — Nun allerdings, eine leichte Röte flog über ihr Gesicht, während sie ihm eine regelrechte Verbeugung machte, sonst aber blieben ihre Gesichtszüge gänzlich unverändert. „Herr Arlington,“ sagte sie dann kühl. „Wahrscheinlich, welche eine Ueberraschung! Vater wird ebenso erstaunt sein, Sie zu sehen.“

Jakob Arlington war wie aus den Wolken gefallen und unwillkürlich haftete sein Auge auf der Hand der schönen jungen Dame. Er forschte nach dem Ringe — ich meine nach dem Kinglein seiner Mutter, aber die Dame trug es nicht, und noch mehr erbleichten die Wangen des jungen Mannes.

Eine peinliche Stille trat ein; doch jetzt kam Herr Leigh aus dem Nebenzimmer und bewillkommnete den Neuankömmlingen mit ziemlicher Kordialität. Auch begann derselbe sofort eine lebhafteste Konversation oder stellte vielmehr eine Menge von Fragen an seinen früheren Pflegebefohlenen und schüttelte sehr bedächtig den Kopf, als dieser nur sehr einseitig antwortete.

„Also in New-York hast Du eine Unterkunft gefunden?“ sagte er endlich, vollkommen überzeugt, daß es dem Jakob sehr schlecht gehen müsse, weil er so gar sehr einfüßig sei. „Warum hast Du Dich denn nicht lieber auf eine Farm verdingt? Dies Handwerk hättest Du verstanden.“

„Ich zog den Aufenthalt in New-York vor,“ erwiderte Jakob Arlington mit einem leichten Lächeln um die Lippen.

Nicht lange hernach trat ein junger Mann ins Zimmer, der von der ganzen Leigh'schen Familie, besonders aber von Fräulein Elsie, deren ganzes Gesicht strahlte, äußerst zuvorkommend empfangen wurde. Man stellte ihn Herrn Jakob Arlington als Herrn Karl Broad vor, und gleich darauf ließ sich Frau Leigh sogar herbei, ihm näheres über denselben mitzuteilen. „Er ist der einzige Sohn sehr vermöglicher Eltern,“ sagte sie, „und hat sich selbst schon ein hübsches

erpart, denn einen soliden jungen Mann kann's gar nicht geben.“

„Fräulein Elsie scheint ihm sehr gewogen zu sein?“ meinte Jakob Arlington, als Frau Leigh in ihrem Rede-schwall ein wenig inne hielt.

„Er ist eine sehr gute Partie,“ lächelte Frau Leigh mit großer Genugthuung, „und wenn er erst die Stelle erhalten hat, um die er sich eben bewirbt, so... so...“

„So haben Sie nichts gegen die Heirat,“ ergänzte Jakob Arlington. „Nun wohl, ich gratulire.“

Er stand auf und nahm seinen Hut, um sich zu verabschieden, obwohl es schon ziemlich spät an der Zeit war. Aber das gab Herr Leigh schlechterdings nicht zu, und so mußte er wohl oder übel über Nacht bleiben.

Den andern Morgen erhob er sich sehr früh und ging in den Garten hinab, um mit seinem Innern zu Räte zu gehen. Da, wie er auf die Laube trat, wo er früher so oft mit Elsie glückliche Stunden verträumt, kam ihm diese aus derselben entgegen.

„Ich habe Sie hier erwartet,“ sagte sie, „denn ich konnte mir denken, daß Sie hierher kommen würden, und möchte gern ein paar Worte mit Ihnen reden.“

„Sprechen Sie, Elsie, ich höre,“ erwiderte er sehr ernst.

„Es wollte mich gestern bedünken,“ fuhr sie, ohne zu stocken, fort, „als ob Sie den Jugendtraum, den wir einst mit einander geträumt, noch immer nicht vergessen hätten, und doch war jener Traum nichts weiter als eine kindische Spielerei. Ich meinerseits wenigstens habe die Sache nie anders betrachtet, und hoffentlich besitzen Sie Anstand genug, jetzt ebenso zu denken wie ich.“

„Sie sprechen sehr hell und vernünftig, Fräulein Leigh,“ versetzte er, „und Sie dürfen versichert sein, daß ich Ihnen nicht weiter zur Last fallen werde; aber so leicht wie Sie komme ich nicht darüber hinweg, denn die sieben Jahre, die ich...“

„Bah, Unfuss, Herr Arlington,“ fiel sie ihm höhnisch in die Rede. „Die Zeiten des Jakob und der Nabel sind längst vorbei, und dann mußten Sie mich ja so weit kennen, daß ich nicht dazu angethan bin, als die Frau eines armen Mannes zu leben. Nein, nein; Liebe und troden Brot geht gegen meinen Sinn, und somit habe ich mich entschlossen, Herrn Karl Broad meine Hand zu reichen, weil bei ihm meine Zukunft gesichert ist. So, das ist's, weshalb ich Sie hier aufgesucht habe, und ich hoffe, ich habe mich klar genug ausgedrückt, um jedes weitere Wort unnütz zu machen.“

„Vollkommen klar,“ sprach Jakob Arlington, „und um nun auch das letzte Band zwischen uns zu zerbrechen, geben Sie mir meinen Ring zurück.“

„Ihren Ring?“ rief Fräulein Elsie und wurde glühend rot.

„Ja,“ versetzte er; „ich weiß wohl, er hat keinen Wert, aber er war der Trauring meiner Mutter und deshalb möchte ich ihn wieder besitzen.“

„Ah!“ lachte Elsie laut auf, hinter diesem Lachen ihre Verlegenheit bergend; „das schmale, dünne, elende Reiflein meinen Sie? Nun, das ist längst zerbrochen, und die einzelnen Stücke habe ich weggeworfen.“

Er entgegnete kein Wort, aber der Blick, mit dem er sie maß, war merkwürdig ernst, wenn nicht verächtlich. Fünf Minuten später hatte er sich von Herrn und Frau Leigh verabschiedet und schritt nun rasch der nächsten Eisenbahnstation zu, um wieder nach New-York zurückzufahren. Sowie er aber das Leigh'sche Haus aus dem Gesichte hatte, schüttelte er sich ordentlich, und man konnte fast meinen, es sei eine schwere Last, die er da von sich werfe. Natürlich, denn wie ganz anders hatte er sich seine süße, blauäugige, blondgelockte Elsie gedacht, und wie hart mußte es für ihn sein, sie in einen solchen Charakter verwandelt zu sehen!

Jetzt bog er um eine Ecke und in demselben Momente stand er vor einem andern weiblichen Wesen, dem die helle Freude aus dem Gesicht leuchtete, als es ihn erblickte. Es war Nettie Lee, welche eben auf dem Wege war, fertige Näharbeiten in das Leigh'sche Haus zu bringen und sich dafür wieder andere unfertige zu holen.

„Jakob, Jakob!“ rief sie und streckte ihm beide Hände entgegen. „Welch ein Glück, Dich nach so langer, langer Zeit... Ah, mein Gott!“ unterbrach sie sich hier selbst, „verzeihen Sie, Herr Arlington, daß ich mich von meiner Freude hinreißen ließ und Sie so vertraulich anredete, als wären wir noch Kinder wie vor so und so viel Jahren.“

Auch ihm leuchtete die Freude aus den Augen und er drückte ihre Hände, als wollte er sie für ewig behalten. Ja, das war noch das alte, liebe, treue, sanfte Gesichtchen; das war noch dieselbe Sprache, die ihm ehemals so sehr zu Herzen gegangen; das war noch dieselbe Nettie, obwohl jetzt zur vollkommenen Jungfrau entwickelt und so schön, wenn nicht schöner, als Elsie Leigh. „Gott zum Grusse, teuerste Nettie,“ sprach er, „und tausendmal herzlich willkommen. Aber, ha, beim Himmel!“ setzte er plötzlich fast erschrocken hinzu, als er die Hände Netties nochmals ergriff und sein Auge dabei auf einen Ring fiel, den Nettie am Finger trug.

„Was ist Ihnen, Jakob?“ fragte Nettie Lee erbleichend. „Sie sprechen ja zusammen, als ob Sie auf eine Mutter gestoßen wären.“

„Es ist nichts, liebe Nettie,“ entgegnete Jakob Arlington; „oder vielmehr es ist etwas, das ich Ihnen gleich nachher erklären werde. Nicht wahr, Sie gehen jetzt in das Leigh'sche Haus, um von da nach gezeichnete Arbeitsablieferung zu Ihrer Mutter zurückzufahren?“





Der Reichmarkt in Wien. Originalzeichnung von G. Jafaur. (G. 286.)





Die kleine Großmutter. Zeichnung von Arthur Stock.



„Ja,“ nickte Nettie, „und in zehn Minuten ist mein Geschäft abgethan.“

„Gut,“ sagte Jakob Arlington; „so werde ich Sie hier erwarten, und dann, wenn Sie nichts dagegen haben, zu Ihrer Mutter begleiten.“

Nettie trippelte fort, und Jakob Arlington blieb rubia stehen, um ihr, so lang es ging, nachzuschauen. Dann aber stützte er den Kopf in die Hand und fing an nachzudenken. Er verglich die beiden Mädchen mit einander, und merkwürdig, wie sehr der Vergleich zum Nachteil Elsie ausfiel, obwohl sie die viel Reichere und Höhergestellte war!

Jetzt, in weit weniger als zehn Minuten — so sehr hatte sie sich beeilt — kam Nettie zurück, und sofort schloß sich ihr Jakob Arlington an. „Liebe Freundin,“ begann er, „Sie tragen da an Ihrer rechten Hand einen schmalen Goldreif, von dem ich glaube, daß er einstens mir gehört hat.“

„Gewiß, Jakob,“ erwiderte sie, ohne zu zaudern; „es ist der merkwürdig gestaltete Ring, den einst Ihre Mutter getragen, so viel ich weiß, das einzige Andenken, das sie Ihnen hinterlassen hat.“

„Ganz recht,“ versetzte Jakob Arlington, „und wie sind Sie in den Besitz dieses Ringes gekommen? Haben Sie gefunden?“

„Nein, Jakob,“ sagte sie; „gefunden habe ich ihn nicht, ihn gekauft, und das ging so zu. Einmal, vor etwa Monaten, als ich der Miß Leigh, wie auch heute, sonderblierste, traf ich sie und den Herrn Karl Broad, drei Wals schon als ihr Bräutigam galt, im vorderen Arbeit des Hauses, wo sie eben dem alten Juden Nathan der dankbaren sich seiner gewiß noch — eine Menge von Zimmerbänken und anderem Getrödel zum Kaufe anbot, — zu diesem Hin- und Herhandeln erwies sich Herr

alten fast noch jüdischer als der alte Nathan selbst. Zu und dachte sie auch noch einige alte Schmuckstücke zum Kaufe an, und darunter war der Ring, den Sie hier an Ihrem Finger sehen. Ueber die anderen Schmuckstücke nun wurden sie bald einig, nicht so aber über den Ring, für welchen der Jude durchaus nicht mehr als drei Dollars geben wollte, während Herr Broad ihn höher schätzte. Da gelang es mir, dem Nathan unbemerkt einen Wink zu geben, und er kaufte den Ring für vier Dollars. Draußen vor dem Hause aber wartete er auf mich und verkaufte mir ihn dann wieder mit einem kleinen Nutzen von etlichen Schillingen. So kam ich in den Besitz des Ringes Ihrer verstorbenen Mutter, Jakob.“

Ohne ein Wort darein zu reden, hatte dieser bis jetzt gelauscht, wie sehr er aber bei der Erzählung beteiligt sei, das bewiesen seine tiefen Atemzüge. „Und welches Interesse, Nettie,“ fragte er jetzt leise, „hatten Sie dabei, den Ring an sich zu kaufen?“

„Mein Gott!“ versetzte sie errötend, „ich wußte ja von frühester Kindheit an, welch ungemeinen Wert Sie auf dieses einzige Andenken an Ihre tote Mutter legten, und Sie gaben ihn später der Miß Leigh nur, weil Sie . . . weil Sie . . . nun ja, weil Sie so sehr anhänglich an sie waren. Sollte ich das Ringlein nun in fremde Hände kommen lassen? Sollte ich mit Wissen und Willen zugeben, daß es an Gott weiß wen verschachert würde? Nein, ich kaufte es zurück, weil ich hoffte, Ihnen sicher wieder einmal im Leben zu begegnen, um es Ihnen dann zurückstellen zu können, und jetzt, dem Himmel sei Dank, jetzt ist dieser Zeitpunkt gekommen. Hier, mein lieber Jakob, ist der Ring und . . .“

Sie vollendete nicht, sondern wollte den Ring abstreifen, um ihn ihrem Begleiter zu überreichen. Allein er duldete es nicht und hielt ihre Hand gefaßt.

„Da sei Gott vor,“ sprach er tief bewegt, „daß ich Sie des Ringes wieder entledige. Ich stecke ihn einst an eine Hand, die dessen unwert war, aber ich wüßte niemand auf Erden, der mehr wie Sie . . .“

Auch er vollendete nicht, denn er konnte vor Rührung nicht weiter sprechen und zwei große Thränen standen in seinen Augen.

Schweigend schritten sie zusammen weiter und betraten gleich nachher mit einander die kleine und arme, aber äußerst reinliche und ansprechende Wohnung der Witwe Lee, der Mutter Netties. Hier wurde Jakob Arlington mit der größten Herzlichkeit aufgenommen und bald fühlte er sich so wohl und heimisch, daß er den ganzen Vormittag blieb. Ja, wie er endlich Abschied nahm, bat er inständig um die Erlaubnis, recht bald seinen Besuch von New-York aus wiederholen zu dürfen, und von dieser Erlaubnis machte er auch in der allernächsten Zeit schon Gebrauch.

Einen Monat später etwa erhielt Karl Broad von den Direktoren der Hudsonfluß-Eisenbahncompagnie in New-York die Stelle eines zweiten Zahlmeisters, um welche er sich längst beworben hatte, und nun feierte er sofort seine Hochzeit mit der goldlockigen, so gut zu rechnen verstehenden Elsie, der Tochter des Herrn Leigh. Natürlich siedelte daraufhin das junge Paar nach New-York über; aber einige Enttäuschung empfand die junge Frau Broad doch, als sie sich nach kurzem schon überzeugen mußte, daß ihr Gatte fast noch besser als sie zu rechnen verstehe und keineswegs gewillt sei, von den teuren Vergnügungen, welche die große Stadt New-York bietet, auch nur einen bescheidenen Gebrauch zu machen.

Wieder um einige Monate später wurde eine zweite Hochzeit gefeiert und zwar eine recht stille, nämlich die zwischen Jakob Arlington und Nettie Lee, und auch dieses

junge Paar siedelte — natürlich in Begleitung der Frau Witwe Lee — nach New-York über. Auf Vergnügungen aber machte die junge Frau Arlington keinen Anspruch, sondern sie war überglücklich, ihren Jakob zu besitzen, den sie schon so lange, obwohl allerdings ganz im stillen, geliebt hatte.

Eines Morgens betrat Karl Broad zur gewohnten Stunde die Office oder das Geschäftslokal der Compagnie, bei der er angestellt war, und da wurde er sofort vom ersten Zahlmeister mit einer Nachricht überrascht, die ihn höchst eigentümlich berührte. „Wissen Sie schon, Broad,“ sagte der erste Zahlmeister, „daß einer unserer Direktoren und zwar gerade der einflussreichste, nämlich der reiche Astor Arlington, von seinem Posten zurücktritt, und dafür seinen einzigen Sohn und Erben substituiert? Wir werden also künftig unter dem jungen Herrn Arlington stehen, und um zehn Uhr, wenn das ganze Personal bei einander ist, findet die Vorstellung des neuen Direktors statt.“

Karl Broad sah höchlich verblüfft darein, denn er war bisher — wie auch die übrigen bei der Compagnie Angestellten — der Ueberzeugung gewesen, daß der reiche Astor Arlington ein Junggeselle sei, und in der That hatte auch der reiche alte Herr, so lange man sich denken konnte, eine Junggesellenwirtschaft geführt. Wie kam nun derselbe plötzlich zu einem Sohne? „Sollte etwa gar der Waisenhube, jener Jakob Arlington, von dem ihm seine Frau Elsie erzählt hatte, daß er so verrückt gewesen sei, sich auf ihre Hand Hoffnung zu machen . . .“ Karl Broad lachte laut auf, als ihn seine Phantasie so weit führte, denn es war ja offenkundiger Wahnsinn, jenen armen Tropf und den reichen Astor Arlington in nähere Verbindung mit einander zu bringen.

Eine Stunde später übrigens lachte er nicht mehr. Mit dem Schlag zehn Uhr nämlich wurde das ganze Personal, die beiden Zahlmeister an der Spitze, in den Sitzungssaal des Direktoriums beschieden und auf wen nun fiel zuerst das Auge Karl Broad's? Auf keinen andern, als auf Jakob Arlington, der hart neben dem alten Herrn Astor Arlington stand. Sofort hielt der älteste Direktor eine Anrede an das Personal, erklärte, daß Herr Astor Arlington gesundheitshalber vom Direktorium zurücktrete, daß aber an dessen Stelle eine ebenso bewährte Kraft, der junge Herr Arlington, der einzige Sohn des Herrn Astor trete, und ernannte schließlich die sämtlichen Angestellten, den Beisitzungen des neuen Herrn Direktors, des Herrn Jakob Arlington, unbedingten Gehorsam zu leisten bei Gefahr, auf der Stelle entlassen zu werden. Damit bekam das Personal seine Entlassung und jeder der Angestellten kehrte an seinen Posten zurück, um seine täglichen Geschäfte zu besorgen.

Auch Karl Broad that so, aber er war vollkommen, was man sagt, perplex, und es tanzte ihm alles vor den Augen. Also dieser Waisenhube war der Sohn des reichen Astor Arlington! Dieser Jakob Arlington, auf den er so tief herabgesehen, war jetzt sein Vorgesetzter und konnte ihn nach Belieben entlassen? Dieser frühere Arbeiter seiner Frau, den diese, wie sie ihm selbst erzählt, mit so viel Hohn . . . Er kam nicht weiter in seinem Rasonnement, denn in diesem Augenblicke brachte ihm der Bankdiener eine Besichtigung. „Der neue Herr Direktor, Herr Jakob Arlington,“ sagte der Diener, „läßt Sie ersuchen, augenblicklich in sein Privatzimmer zu kommen. Bitte, mir sogleich zu folgen.“

Karl Broad wurde blaß wie der Tod, denn er dachte nicht anders, als er würde nun in der Minute seines Dienstes entbunden werden, und schwankenden Schrittes ging er hinter dem Diener her. Herr Jakob Arlington erhob sich von seinem Pulte, als Karl Broad eintrat, und winkte dem Diener, sich zu entfernen. „Herr Broad,“ begann er dann mit ruhiger, kalter Würde, „ich binde für nötig, Ihnen eine Mitteilung zu machen, damit Sie über mich klar werden. Vor jetzt mehr als sieben Jahren verstieß mich, wie Ihnen bekannt sein wird, Herr Leigh aus seinem Hause, und ich fand dann einige Wochen später in New-York in dem Bankhause des Herrn Astor Arlington eine Unterkunft. Eine äußerst bescheidene im Anfang, aber Herr Arlington fühlte einiges Interesse für mich, wahrscheinlich weil ich denselben Namen führte wie er, vielleicht auch, weil ich ihm gute Dienste leistete. So erhielt ich bald einen besseren Posten und schwang mich endlich zu seinem vertrauten Buchhalter empor. Nach Verfluß von mehr als sieben Jahren bat ich ihn um die Erlaubnis, ein sehr armes Mädchen, das mir in treuer Liebe ergeben sei, die Nähterin Nettie Lee, die Sie kennen, zu heiraten, und mit Vergnügen willigte er ein. Noch mehr, als wir bescheiden eingerichtet waren, besuchte er uns abends zum Thee, um meine Frau kennen zu lernen, und da entdeckte er am Finger derselben einen Ring, der ihn in die höchste Aufregung versetzte. Der Ring, ein sonst ganz unscheinbarer Reif, hatte die Form einer Schlange, die sich in den Schwanz beißt und . . . Doch Sie kennen ja wohl diesen Ring und können mir vielleicht sagen, wie er in den Besitz meiner jetzigen Frau gekommen ist?“

Herr Broad stand so blaß da wie ein Leichentuch und man mußte fast Mitleid mit ihm haben. „Ich . . . ich . . .“ stotterte er, „wie sollte ich das wissen, Herr Direktor?“

„Nun,“ fuhr Jakob Arlington fort, „so will ich Ihrem Gedächtnis nachhelfen. Der Ring war meiner Mutter, als sie in einer Kammer der Holzbarade, welche Herr Leigh

auf seiner Farm für seine Dienerschaft errichtet hat, verstorben war, vom Finger gezogen worden, und ich erhielt ihn von Herrn Leigh in meinem vierzehnten Jahr. Später erhielt ich von mir Fräulein Elsie Leigh, Ihre jetzige Frau, und sie schwur mir zu, ihn wie ein Heiligtum zu bewahren. Statt dessen verdrödelte sie ihn mit Ihnen zusammen an einen Juden um vier Dollars, und ich denke, Sie werden sich dessen noch erinnern. Oder ist es nicht so, Herr Broad?“

Voll und streng ruhten seine Augen auf Karl Broad, aber dieser hielt die seinen auf den Boden gerichtet. „Ich kann,“ erwiderte er kaum hörbar, „die Sache nicht in Abrede ziehen.“

„Nun gut,“ sprach Jakob Arlington weiter, „von dem alten Nathan erstand den Ring die arme Nähterin Nettie Lee, weil ihr Inneres ihr sagte, daß es eine Niederträchtigkeit sei, das Andenken an eine verstorbene Mutter in solcher Weise zu verschachern, und diese arme Nähterin ist jetzt mein Weib. Warum aber, werden Sie fragen, geriet Herr Astor Arlington in solche Aufregung, als er den Ring am Finger meiner Frau entdeckte? Herr Astor Arlington war vor dreißig Jahren noch sehr arm und mußte, nachdem er nur wenige Jahre in der Ehe gelebt, eine weite Reise antreten, um ein Geschäft abzuwickeln, mit dem er sein Glück zu begründen hoffte. Einstweilen sollte seine Frau mit ihrem einzigen Sohnlein zu Verwandten ziehen, und er hoffte ihr bald von sich Nachricht geben zu können. Allein auf alle seine Briefe erhielt er keine Antwort und von den Verwandten seiner Frau erfuhr er, daß diese sie nie zu Gesicht bekommen hätten. Später kehrte er nach New-York zurück und stellte die genauesten Nachforschungen an. Allein vergeblich, Frau und Kind blieben verschollen. Da sah er den Ring und erkannte ihn augenblicklich als den, welchen er seiner Gattin als Ehering gegeben. Mein Weib zog ihn vom Finger und sofort drückte er an einem kleinen Knöpfchen, das kaum erkennbar war. Auf dieses hin schob sich ein feines, dünnes Goldblättchen zurück und zwei Buchstaben wurden sichtbar, A. A., die Anfangsbuchstaben seines Namens. Jetzt konnte er nicht mehr daran zweifeln, daß die auf der Farm des Herrn Leigh Verstorbene seine Gattin gewesen und ich folglich sein Sohn sei, und er zauderte auch keinen Augenblick, mich als solchen anzuerkennen, nachdem ihm Herr Leigh, den er unter einem andern Vorwande augenblicklich aufsuchte, bestätigt, daß dieser selbe Ring der armen Frau, meiner Mutter, vom Finger gezogen worden sei, bevor man sie in die Bahre legte. Das ist die Mitteilung, Herr Broad, die ich Ihnen machen wollte, damit Sie über mich klar würden, und ich bitte Sie, die kurze Geschichte auch Ihrer Frau Gemahlin nicht vorzuenthalten.“

Herr Karl Broad war entlassen und eilte am Abend dieses Tages nach geschlossener Office so schnell als möglich nach Hause. Die darauffolgende Nacht aber — und auch noch manch weitere Nacht — konnte Frau Elsie Broad kein Auge schließen, und — o wie gerne hätte sie jetzt rückgängig gemacht, was sich doch nicht mehr ändern ließ! — Aber nun war es so, und blieb so!

## Ausfahrt der Heringsflotte in Aberdeen.

(Bild S. 265.)

Wo der rauhe Bergstrom Schottlands, der Dee, in die Nordsee mündet, liegt die alte, berühmte Stadt Aberdeen, der Sitz einer Universität und eines ausgedehnten Fischhandels. Alljährlich zur Zeit der Saison, das heißt im Sommer und Herbst, gibt sich eine zahllose Menge von Heringsbooten hier ein Rendezvous und fährt täglich in kleinen Flottillen zu gewöhnlich reichem Frasse hinaus. Ist derselbe glücklich eingebracht, so wird er zum größten Teile gleich an Ort und Stelle ausgenommen, in Salz gelegt und in Tonnen verpackt. Es ist dies keine leichte Arbeit und auch keine wohlriechende, sie wird jedoch von den damit betrauten Mädchen und Weibern mit wunderbarer Schnelligkeit unter Sängen und Scherzen ausgeführt. Sind die Fässer gefüllt und von dem inspisierenden Beamten als: „All right!“, das heißt ordnungsmäßig verpackt befunden worden, so werden sie zugesehlagene und gegen eine zu entrichtende Gebühr mit dem Regierungsstempel versehen; ist dies geschehen, so ist der Artikel fertig zur Reise in die Welt.

Die Fischebevölkerung Aberdeens wohnt zum Teil in den Vorhöfen Bootdocks (sprich Bistie) und Torry und bildet eine ganz eigene Rasse; sie heiraten nur unter sich und haben ihre speziellen Lebensanschauungen und Gewohnheiten. Es ist ein wackeres, tüchtes, wetterhartes Volk, faul und untätig auf dem Lande, wo es die Frauen für sich arbeiten läßt, in ihrem Elemente, der See, jedoch unermüdlich, zäh und furchtlos.

Glücklich der Mann, wenn der Abend ihn heimgekehrt vor seiner kleinen Strandhütte findet und die Nacht mit ruhigem Wasser und klarem Himmel hereinbricht; ein anderes ist's, wenn die plötzlich einfallende Wölke die Reize zerreiht und dem Schiffer nichts übrig bleibt, als dieselben preiszugeben und sich schleunigst nach dem ersten besten Hafen zu flüchten. Kängstlich harren dann wohl am nächsten Morgen die Frauen und Kinder der über Nacht Ausgebliebenen am Strande. Mit wildem Ungestüm rollt die See daher, wie und da auf hochaufragenden Wellenstamm allerlei Schiffstrümmer emporhebt. Schwere Herzen und angstvoll blinkende Augen harren der Ankunft der Boote, manchmal um mit Jubel den Vater, Gatten oder Bruder darin zu finden, manchmal um die traurige Kunde zu erhalten, daß er da unten ruhe, tief unter den schäumenden Wassern.



## Professor Dr. E. Brugsch-Pascha.

(Bild S. 272.)

Professor Brugsch, der in neuester Zeit der deutschen Gelehrtschaft als Führer nach Persien beigegeben war, hält jetzt, zurückgekehrt, in vielen deutschen Städten interessante Vorträge über seine zwei Reisen in jene geheimnisvollen Reichsgebiete der Schatz- und daher dürfte es unsere Leser interessieren, den berühmten Gelehrten und Reisenden im Bilde zu schauen und etwas über seinen Lebensgang zu erfahren.

Professor Dr. Heinrich Brugsch-Pascha wurde am 18. Februar 1827 zu Berlin geboren, woselbst sein treubeforgter Vater eine bescheidene Stellung bekleidete. Als Brugsch Schüler des Köllnischen Gymnasiums war, fiel ihm eine deutsche Uebersetzung des griechischen Schriftstellers Herodot in die Hände, und dies wurde Veranlassung, daß ihn von nun an nichts höher interessierte, als die Beschreibung Ägyptens in diesem Werke zu lesen und zu ergötzen. Der Direktor Passalacqua empfand für den jungen angehenden Ägyptologen ein solches Interesse, daß er ihn in sein Haus zog und ihn mit allen literarischen Hülfsmitteln aufs sorgfältigste unterstützte.

Bald hatte der junge Brugsch sich mit dem damaligen Stand der Literatur bekannt gemacht und sich vor allem die Kenntnis der hieroglyphischen Grammatik, soweit sie von dem Entdecker der Hieroglyphen, dem Franzosen Champollion le jeune, entziffert worden war, ganz zu eigen gemacht und, mehr als dies, selbständig die demotische oder Volkssprache der Ägypter mit ihren schwierigen Schriftzügen auf Grund von Steininschriften und Papyrusresten so gut wie vollständig zum erstenmal entziffert.

Dies war der Grund, daß Direktor Passalacqua den jungen Schüler bei einer passenden Gelegenheit der Günstig König Friedrich Wilhelm IV. empfahl.

Groß und unbeschreiblich war die Freude des jungen Gelehrten, als ihm der König die Mittel zu einer Reise nach Ägypten gewährte. Im Jahre 1852 trat er sie an, erreichte über Wien die Hafenstadt Triest und gelangte endlich nach Ägypten, dem heißersehnten Ziel aller seiner Wünsche und Hoffnungen. Er hatte damals das Glück, die gewaltigen Fundamente der ehemaligen alexandrinischen Bibliothek mit ihren unterirdischen Gängen und Kanälen zu sehen, welche gegenwärtig mit Häusern und Straßen der modernen Stadt Alexandria bedeckt sind. Ein neuer Freund für sein späteres Leben wurde ihm in der Person des französischen Archäologen Mariette gewonnen, der damals in der Wüste, nicht weit vom Dorfe Sakkara, seine berühmten Ausgrabungen der alten Ägypter-Stiergräber leitete.

Im Jahre 1854 sah Brugsch die Heimat glücklich wieder. Der König und sein greiser Freund Humboldt empfingen den Reisenden mit herzlichster Freude und überhäufte ihn mit Beweisen ihres Wohlwollens. Brugsch wandte sich nunmehr dem öffentlichen Lehramte zu und bildete als Privatdozent an der Berliner Universität eine Zahl fähiger Schüler aus. Nach dem Tode Humboldts beteiligte er sich an einer Reise, seiner ersten, durch Persien, nahm alsdann die Stellung eines Konsuls in Kairo an und war eben im Begriff, die Stellung eines Professors am College de France in Paris anzutreten, als ihm vom Könige Wilhelm eine ordentliche Professur an der Universität zu Göttingen verliehen wurde.

Hier, im Jahre 1868, vollendete Brugsch sein umfangreichstes und bedeutendstes Werk, ein Wörterbuch der hieroglyphischen und demotischen Schrift in vier Bänden, das von Anfang bis zu Ende von der eigenen Hand seines Autors autographiert worden ist. Es ist bis auf den heutigen Tag das unentbehrlichste Hülfsmittel für die jüngere Generation der Ägyptologen geblieben.

Raum hatte Brugsch sich in der neuen Heimat keine bleibende Stätte gegründet, als ihm der Vizekönig von Ägypten, Ismael Pascha, den Antrag stellte, eine literarische Akademie in Kairo zu gründen. In der Meinung, keine Gelegenheit zur Förderung seiner Studien zu verjäumen, trat Brugsch im Winter 1868 mit Genehmigung des Königs Wilhelm die neue Stellung an. Trotz aller Schwierigkeiten gelang es ihm, eine Zahl intelligenter arabischer Schüler heranzubilden und für die ägyptischen Studien zu begeistern.

Auf den besondern Wunsch des Vizekönigs von Ägypten, Ismael Pascha, trat er ganz in den Dienst der ägyptischen Regierung über. Zum Generalkommissar derselben auf den Weltausstellungen in Wien und in Philadelphia ernannt und zum Rang eines türkischen Bey erhoben, wußte er sich mit Geschick und Erfolg der ungewohnten und schwierigen Aufgabe zu unterziehen, die jeweiligen ägyptischen Ausstellungen zu organisieren. Neben nach Oberägypten, meist in offizieller Eigenschaft als Begleiter gekönter Häupter und europäischer Fürsten, füllten die dazwischen liegende Zeit aus.

Nachdem Ismael Pascha genötigt war, infolge politischer Ereignisse abzuwandern und seinen Aufenthalt in Europa zu nehmen, sah sich Brugsch veranlaßt, Ägypten, seine zweite Heimat, aufzugeben und nach seiner Vaterstadt überzusiedeln.

Kurz darauf, im Februar des Jahres 1881, unternahm er auf den besondern Wunsch des Kronprinzen Rudolf von Oesterreich seine letzte Reise nach Oberägypten, um dem erlauchten Prinzen als Führer und Dolmetscher der Denkmälerwelt zu dienen.

Im vergangenen Jahre wurde auf Befehl des deutschen Kaisers eine außerordentliche Mission nach Persien gesandt, als deren wissenschaftlicher Begleiter, Führer und Dolmetscher Brugsch fungierte. Die Vorträge Brugschs fassen jetzt seine Beobachtungen, gesammelt während der ersten und dieser neuen Reise, zusammen.

Brugsch hat ein reichbewegtes Leben hinter sich und darf mit Genugthuung auf die Ergebnisse desselben zurückblicken. In allen Stellungen und in allen von ihm besuchten Weltteilen: Europa, Afrika, Asien und Amerika, war die Wissenschaft und ihre Pflege der leitende Stern seines Lebens.

## Denkvers.

Wenn du kommst, um zu erfreuen,  
Wirst du stets willkommen sein, —  
Bist du traurig, bleib' allein!  
Wen'ge zählen zu den Treuen!



## Opium, Morphinum und Aether.

Es erscheint nicht unangemessen, auf einen Vortrag hinzuweisen, den R. B. Regnard vor kurzem in der Pariser wissenschaftlichen Gesellschaft über die Verbreitung der Rodelgiste Opium, Morphinum und Aether in ihrer Anwendung als narкотische Genußmittel gehalten hat. Die Türken nehmen täglich Opium in Form von Riegelchen nach den einzelnen Mahlzeiten. Ein Quantum von fünf bis zehn Centigramm führt eine angenehme physische und intellektuelle Erregung herbei. Bei scharfen Ritten wendet man das Opium als Restaurativ an, und Dr. Burns sah nach einem Marsch von dreißig englischen Meilen Raß und Reiter durch eine zwischen beiden geteilte Dosis von zwei Gramm sichtlich erfrischt und zu neuen Strapazen bereit. Die Opiummanie als krankhafte gewordene Leidenschaft ist in der Türkei seltener, als man gemeinhin annimmt. Ganz anders in China. Der Opiumrausch tritt hier an Stelle der Trunkenheit und führt zu durchaus ähnlichen Konsequenzen. Im Alter von vier- bis fünfundsiebzig Jahren fängt der Chinese an, Opium zu rauchen, nach sechs bis acht Monaten hat er es im Durchschnitt auf etwa zehn Pfeifen täglich gebracht, und nach fünf bis sechs Jahren ist er körperlich und geistig ruiniert. Die Art der Trunkenheit steigert sich von einer gelinden Ekstase bis zum vollständigen Delirium. Aus den Thüren der Opiumhöhlen sieht man hin und wieder Menschen wie rasend herausspringen und sich auf Vorübergehende werfen, um sie zu töten. Die Polizeibehörden sind daher mit einer besonderen zweifachen Gabel ausgestattet, um die Trunkenen an die Häuserwände zu drücken und so zu entwandern. In den frequentirten Opiumneipen gibt es einen besonderen Raum, in dem man die bei diesem Stadium angelangten gebunden und auf Divans gerollt findet. Dies als Opium bezeichnete Präparat enthält siebenzehn verschiedene Gifte. Die Hauptbestandteile sind Morphin und Codein. Das erstere wird zu jenen subkutanen Injektionen verwendet, die so die erste Ursache zur Morphinomanie abgeben. R. Regnard entwirft ein geradezu entsetzliches Bild von der Verbreitung, die das Genußmittel der Morphinomaneinspritzungen zum Zweck künstlicher Rastlosigkeit gerade in den besten Kreisen in Frankreich gefunden. Die dazu nötigen Instrumente, Spritze und Glacon, werden in allen möglichen Gestalten, als Taschenuhrwerk, als Cigarrenbehälter, als Verloque getragen, mit Chiffre und Wappen. Auf hundert männliche Morphinomane kommen ungefähr fünf- undzwanzig demselben Laster unterworfenen Frauen. Die am meisten infizierten Stände sind die der Studenten der Medizin, der Ärzte, der barmherzigen Schwestern und Diakonissen, da es ihnen am wenigsten schwer fällt, sich das Gift zu verschaffen. Die Wirkungen der ersten Injektionen sind ungefähr gleichartig denen der ersten Cigarette: Schwindel, Erbrechen, leichte Art von Trunkenheit. Diese unangenehmen Symptome verlieren sich allmählich und an ihre Stelle tritt ein allgemeines Wohlbefinden, eine scheinbare Erhöhung der gesamten Sinnes- und Denkfähigkeit. Die Hauptgefahr besteht darin, daß die Herbeiführung dieses Zustandes eine stetige Vermehrung der einzuführenden Dosis bedingt. Während gemeinhin eine einmalige Injektion von zehn Centigramm als tödlich gilt, hatte ein Magistratebeamter in Paris in verhältnismäßig kurzer Zeit auf fünfundsiebzig tägliche Einspritzungen zu zehn Centigramm, das heißt auf das enorme Quantum von 3,5 Gramm täglich gebracht. Er verbrauchte somit pro Jahr 1,5 Kilogramm, so daß sein Laster, den Durchschnittspreis des Gramms Opium zu zwei Franken angenommen, ihn jährlich dreitausend Franken kostete. Sein Organismus hatte sich an das unnatürliche Reizmittel so gewöhnt, daß er ohne dasselbe schlechterdings nicht mehr funktionieren wollte. Ein Arzt in Wien war durch den täglichen Gebrauch von durchschnittlich zehn Centigramm so heruntergekommen, daß er ganze Stunden ohne Gefühl, ohne Intellekt auf dem Sofa zubrachte. Seine Hauptnahrung bestand aus Salat, eingemachten Früchten und Milch. Eines Tages infolge einer zu starken Einspritzung für tot aufgefunden und mit Mühe ins Leben zurückgerufen, machte er sofort am andern Morgen eine noch stärkere Injektion und starb. Häufig treten bei den Morphinomanen Halluzinationen ein, die sich beispielsweise in Alpträumen äußern. So wurde 1882 die Frau eines wohlhabenden Jahn-technikers im Magazin du Louvre beim Diebstahl abgefaßt, aber auf ärztliches Gutachten freigesprochen, da sie den verbrecherischen Akt im Morphinrausch begangen.

Die Gefahr der Aetheromanie ist bei weitem geringer, da sich das Laster des penetranten Geruchs des Schwefeläthers halber schwerer verheimlichen läßt. Man ergibt sich ihm daher mit Vorliebe im Freien. Die Polizeibeamten und Wächter auf den Quai und in den Parks Londons finden jeden Morgen eine beträchtliche Anzahl geleerteter Flaschen, die sich durch den Geruch als mit Schwefeläther gefüllt gewesen erweisen. Die Symptome sind wesentlich andere als bei den Morphinomaneinspritzungen. Nach den ersten Inhalationen macht sich das Gefühl einer außerordentlichen Frische im Gesicht und in den Atmungsorganen bemerkbar, dann scheint sich ein Schleier vor die Augen zu legen, es tritt Ohrensausen, Schwindel, Halluzination und schließlich Schlaf ein. Das Erwachen bringt Kopfschmerz und Stumpfheit aller Sinne. Die Aetheromanen sind meistens Gewohnheitsstrinker, denen der Alkohol nicht mehr genügt. Sie beginnen mit dem Einatmen und schließlich mit dem Trinken des Gistes. Eine Heilung der Morphinomanie und der Aetheromanie hält R. Regnard nur bei vollständiger Isolierung und allmählicher energischer Einwirkung auf die Willenskraft des Patienten für möglich. Er weist auf die dringende Gefahr der Verbreitung des Lasters hin, die bei weitem größer sei, als man gemeinhin glaube, und empfiehlt das Beispiel Deutschlands, wo man seit langer Zeit besondere Anstalten für solche und ähnliche Kranke habe. In Frankreich ist eine Einschließung nur bei notorisch ausgebrochenem Wahnsinn erlaubt. R. Regnard schlägt demgemäß eine Gesetzesänderung vor, um die Isolierung der Morphin- und Aetheromanen zu ermöglichen.

## Hunde im Dienste des Heeres.

„Hunde im Dienste des Heeres“ — so lautet die Ueberschrift eines Artikels der „Allg. Militär-Ztg.“, welcher uns interessant genug erscheint, um ihn zur Kenntnis unserer Leser zu bringen.

Pferde und Tauben, Maulesel, Kamele und Elefanten werden in mehr oder weniger großem Verhältnis zu militärischen oder Kriegszwecken verwendet. Der Erfolg einer solchen Verwendung von Tieren im militärischen Interesse ist oft gar nicht gering. Eigentümlich ist nun, daß bisher der Hund, der treueste Begleiter des Menschen, noch keine Verwendung in größerem Maßstabe im Dienste des Heeres gefunden hat. Seine Treue, Wachsamkeit, Schnelligkeit, Ausdauer, Genügsamkeit, Klugheit und vor allem seine Gehirngestaltung lassen ihn ganz besonders dazu geeignet erscheinen, dem Heere in zukünftigen Kriegen Dienste zu leisten, und dieses ohne viel Mühe und sozusagen ohne jede Kosten. Jedermann kennt ein oder das andere erstaunliche Beispiel von Klugheit eines Hundes. Man kann wohl behaupten, daß wir den Hund alles lehren könnten, wenn wir ihn nur besser verständen; er begreift uns meist schneller als wir ihn, und wenn uns die Erziehung nicht gelingt, so sind wir meistens schuld daran, nicht er. Die einzige Bedingung in den meisten Fällen zur Erlangung dieser Erfolge ist ein unerschütterliches Temperament des Lehrers; nie darf er dem Tier gegenüber die Fassung verlieren und nie ihm Hestigkeit zeigen. Gewiß werden sich in jedem Regiment, jeder Compagnie und Schwadron Persönlichkeiten befinden, welche diese Eigenschaften in hohem Grade besitzen und dann auch gewiß die nötige Liebe zum Tiere, um die Erziehung und Versorgung der Hunde zu übernehmen, welche bei jeder Truppe erzogen werden sollten. Und zwar für folgende Zwecke könnte man sich der Hunde wohl mit besonderem Erfolge im Kriege bedienen:

1) Bei den Kavalleriedivisionen im Vordertreffen des Heeres zur Auffindung des Feindes. Der Spürsinn des Hundes läßt ihn schnell erkennen, wer der wahre Feind ist; der Hund wird schneller die Nähe des Gegners und die Gefahr gewahrt. Bei der Verfolgung zeigt er, wie bei der Hestigkeit, dem Reiter die Spur des verschwundenen Feindes. Durch Hunde bei der Kavalleriedivision wäre 1870 vielleicht der Abmarsch Mac Mahons nach Norden noch früher entdeckt worden.

2) Ganz unerfährlich, möchte man fast sagen, sind Hunde beim Vormarsch in durchschnittenem Gelände, wo Reiterei meist ungenügend Verwendung finden kann und wo kleinere Infanterietruppenkörper ihren Weg nur mühsam hindurch fühlen müssen. Das Vollensternsche Detachement wäre vielleicht nicht in eine so gefährliche Lage geraten, wären Hunde in Begleitung desselben gewesen. Die Sicherheit vor Gefahr durch Hunde macht klüger und unternehmender.

3) Auf Vorposten sind Hunde ganz besonders wachsame Kameraden und treue Begleiter auf den nächtlichen Patrouillengängen. Keine Feldwache könnte überrascht werden, die ein paar wachsame und auf den Feind abgerichtete Hunde bei sich hat. Der Patrouillenfürher, welcher den Feind entdeckt und beobachtet, sendet den Hund mit der schriftlichen Meldung zum Feldwachhabenden, sehr seine Beobachtungen fort und erwartet die schnelle Klüffelt des Hundes mit weiteren Verhaltensbefehlen von der Wache.

4) Im Gefecht ist oft Munitionsergänzung nötig. Die Wagen können nicht heran, Pferde sind nicht vorhanden, Menschen werden im Vordertreffen gebraucht — aber die Compagnieführer kennen den Patronenwagen und seinen Führer, sie sind in der Schützenlinie, die Patronen vermindern sich in bedenklichem Maße. Wie sollen sie ersetzt werden? Auch hier, meint das genannte Fachblatt, könnten die Hunde zum Dienst abgerichtet werden. Sie könnten frische Munition heranzubringen und wären für den Feind ein großes Zielobjekt.

5) Der Hund verirrt sich nicht im Walde und seine scharfen Sinne eignen ihn ganz vorzüglich zu einem gewissen Samariterdienst. Wunden verbinden lernen kann er nicht, das sollen die Rusikanten außer den Krankenträgern; aber im Walde verloren, im Frost, in der Nacht, nach dem Kampfe liegt vielleicht verwundet der Verteidiger des Vaterlandes und verblutet; der Hund hat ihn aufgespürt und Krankenwärter können den Ohnmächtigen verbinden.

Wer will dann von Kosten und Mühen sprechen, die es macht, in jeder Compagnie, Schwadron und Batterie vielleicht zwei Hunde im Frieden anzuschaffen, zu ernähren und zu erziehen, wenn sie dem Heere einen solchen Nutzen verschaffen! Kein Generalstab, kein Quartiermeister und kein Intendant hat Lasten im Kriege durch den Hund; nur Nutzen bringt er allen, denn er steht nicht in der Ordre de Bataille, seine Berechnung ist für ihn nötig, keinen Raum beansprucht er, — auch keine Vergrößerung der Proviantkolonne. Er findet von selbst seinen Platz in der Marschkolonne, ohne jemand hinderlich zu sein; er sucht kein eigenes Quartier und wohl auch kein tägliches Brot.

Wie Gestüte- und Remontedepots und Brieftaubenanstalten, so könnten auch Hundezüchtungsstellen von Staats wegen eingerichtet und unterhalten werden. Oder man überlasse den Compagnien die Anschaffung der Hunde. In der Bataillonsstärke fällt gewiß genug für die Hunde ab. Was die Erziehung betrifft, so könnten einzelne besonders geeignete Mannschaften unter Aufsicht damit betraut werden, wie vorher schon gesagt ist; macht man aber den Leuten klar, welchem Zwecke die Hunde dienen, wofür sie abgerichtet werden sollen, und daß das Leben eines jeden einzelnen vielleicht von diesem Hunde abhängt, so überlasse man ruhig die Erziehung der Hunde für die vorgezeichneten Zwecke den Mannschaften der Truppe in ihrer freien Zeit. Schlechter Behandlung wird dann der Hund gewiß nicht von Seiten der Leute ausgesetzt sein, und was die Erziehung anbelangt, so überlasse man getrost das Resultat dem Ehrgeiz der Compagnien und Schwadronen.

## Die Färbung des Meeres.

Ueber die Färbung des Meeres hat Kapitän J. E. Mensing von der Kreuzerfregatte „Prinz Adalbert“ im Gebiet der kalten Humboldtströmung an der Westküste von Südamerika und den angrenzenden Meeresströmen Untersuchungen angestellt. Er fand die Färbung der Humboldtströmung grün, die der angrenzenden Wasser sobald sie die Wärme von 18–21 Grad Celsius erreicht hatten, blau bis hellblau. Kapitän Mensing meint, die durch den verschiedenen Wärmegehalt der Wasserteilchen bedingte verschiedene Dichtigkeit und deren dadurch verursachte Verschiebung sei die Ursache der wechselnden Färbung.



## Seines Glückes Schmied.

Roman

von

Ewald August König.

(Fortsetzung.)

Franz von Helbern mußte unwillkürlich lächeln, er durchschaute das ganze Manöver seines Oheims, der ja versprochen hatte, ihm heute Abend Gelegenheit zu einer Erklärung zu geben. Den Brief mochte der alte Herr wohl selbst geschrieben haben, der Regimentskamerad existierte nur auf dem Papier, und der Oberst ging jetzt in irgend eine Weinschenke, von der Hoffnung bejeelt, bei seiner Heimkehr ein glückliches Brautpaar zu finden.

„Dein Vater scheint mir kein großes Vertrauen zu schenken,“ sagte er, als die Schritte des Obersten im Korridor verhallt waren.

Herttha heftete die dunklen Augen mit einem fragenden Blick auf ihn, es lag jetzt ein ruhiger, entschlossener Ausdruck in ihrem schönen Antlitz.

„Woraus willst Du das schließen?“ erwiderte sie.

„Liegt es nicht in seiner Weigerung, mir den Nachlaß des Onkels anzuvertrauen?“

„Nein, er glaubt sein gutes Recht verteidigen zu müssen!“

„Ein Recht, das er nicht besitzt, Herttha. Er stützt sich darauf, daß Onkel Theodor unzurechnungsfähig gewesen sei, aber davon wissen selbst die Diensthofen unseres Onkels nichts.“

„Ich kann nicht darüber urteilen,“ sagte Herttha, während sie aus der Dessertschale einen Apfel nahm, „ich habe Onkel Theodor nicht gekannt. Aber willst Du Dir nicht eine Cigarre anzünden?“

„Nein, nein, ich danke,“ sagte er rasch, als sie sich erheben wollte, „ich rauche heute nicht mehr. Onkel Theodor war Misanthrop, aber er besaß bis zu seinem Ende seinen klaren Verstand.“

„Wer um der Schuld eines einzelnen willen die ganze Menschheit haßt, dessen Verstand kann nicht klar und un-



Professor Dr. H. Brugsch-Pascha. (S. 271.)

getrübt sein,“ antwortete Herttha, die nun den Apfel zu schälen begann. „Und dann wirst Du auch zugeben müssen, daß Onkel Theodor mit diesem Testamente ein großes Unrecht beging. Er kannte Deine und auch unsere Verhältnisse, er mußte wissen, welche Hoffnungen Papa auf diese Erbschaft baute, und wenn er ihm auch grollte, Hermann und mich hätte er unter diesem Groll nicht leiden lassen dürfen. Ich für meine Person will mich nicht beklagen,

aber um Hermann thut es mir leid, Du hast ja selbst erfahren, wie nahe die Klippen liegen, an denen die Existenz eines unbemittelten Offiziers scheitern kann.“

„Ich weiß das wohl,“ nickte der Baron, „ich weiß auch, daß Hermann dicht vor dem Abschied steht, wenn ihm nicht energisch geholfen wird.“

„So wirst Du ihm helfen?“

„Je nachdem, Herttha!“ fuhr er mit einem leichten Achselzucken fort. „Wenn ihm die Hilfe eher schadet als nützt, dann ist es besser, daß sie ihm verweigert wird. Darf ich Dich um ein Stückchen von dem Apfel bitten?“

Sie schnitt den Apfel durch und reichte ihm die Hälfte auf der Spitze ihres Messers.

„Das wäre herzlos!“ sagte sie vorwurfsvoll.

„War es nicht auch herzlos, daß meine Verwandten damals mich im Stiche ließen?“

„Wenn Papa reich gewesen wäre —“

„So hätte er mir auch nicht geholfen, ich weiß das besser, ich habe die Vorwürfe noch nicht vergessen, die mir damals gemacht wurden. Und es war mein Glück, daß meine Familie nichts mehr von mir wissen wollte, ich möchte heute mit keinem General tauschen und könnte doch höchstens Premierlieutenant sein.“

„Dir ist das Glück gewogen gewesen, ob aber auch Hermann es drüben finden würde?“

„Das möchte ich ebenfalls bezweifeln, für wahrscheinlich halte ich es nicht. Ich habe drüben ehemalige Offiziere angetroffen, die als Lohndiener, Kellner und Omnibusconducteure ihr Brot sauer verdienen mußten und dabei noch froh waren, daß sie diese Stellungen gefunden hatten.“

„Gütiger Gott, wenn Hermann in solcher Weise sein Dasein fristen müßte!“ sagte Herttha erschrocken.

„Ach, man stirbt nicht daran, und manchem ist es eine heilsame Lehre, er macht eine Schule durch, in der er vieles lernt.“

„Papa würde sich darüber zu Tode grämen, Hermann ist sein Liebling.“

„Er hätte ihn besser von Anfang an kürzer gehalten!“

„Ich glaube, er ist kurz genug gehalten worden, denn



Der Feuertempel bei Baku. (S. 274.)





Kultbehrung der Leiche des Königs Alfons von Spanien im Sterbzimmer des Schlosses Porto. Zeichnung von J. Combe. (S. 274.)



wer nichts hat, kann auch nichts geben," erwiderte Hertha und eine herbe Bitterkeit lag in dem Tone, den sie jetzt anschlug. "Wenn er Schulden hat, so darf ihm daraus auch kein Vorwurf gemacht werden, ein Offizier ist zu manchen Ausgaben genötigt."

"Ich mache ihm keinen Vorwurf," unterbrach Franz sie begütigend, der ihr inzwischen näher gerückt war, "und einsteilen braucht ihr euch auch keineswegs noch nicht zu beunruhigen. Es kann ja alles so geordnet werden, wie wir alle es wünschen, Hertha, nur Du müßtest vielleicht ein Opfer bringen! Für dieses Opfer würde meine Liebe Dich reich entschädigen, darauf darfst Du vertrauen! Ich will nicht viele Worte machen," fuhr er fort, indem er seine Hand auf die ihrige legte, "daß ich Dich liebe, mußt Du ja wissen, also frage ich Dich nun, ob Du glaubst, meine Liebe erwidern zu können? Wenn Du diese Frage bejahen kannst, dann vertraue mir getrost Deine Zukunft an, und alle Deine Wünsche sollen fortan Erfüllung finden."

Bei den ersten Worten hatte Hertha die Wimpern gesenkt und eine dunkle Röte übergoß flüchtig ihr Antlitz, jetzt aber schlug sie die Augen wieder auf, um sie mit einem festen, ruhigen Blick auf den Baron zu heften.

"Ich hatte diese Frage nicht so rasch erwartet," sagte sie, "laß mir Zeit, darüber nachzudenken, Du kannst ja nicht verlangen, daß ich sofort meine Entscheidung treffen soll."

"Wie lange?" fragte er.

"Ich kann mich nicht an eine bestimmte Frist binden, Du mußt Dich gedulden, wenn auch meine Entscheidung einige Wochen noch auf sich warten läßt."

Die Furchen zwischen seinen Brauen vertiefte sich, ein Zug des Unmuts zuckte um seine Lippen.

"Einige Wochen?" erwiderte er. "Wird es Dir so schwer, auf meine einfache Frage eine Antwort zu finden? Bedenke doch auch, daß Deine Antwort allen trüben Verhältnissen hier ein Ende machen kann."

"Willst Du durch diese Bemerkung einen Druck auf meine Entscheidung üben?" fiel sie ihm zürnend in's Wort. "Es beweist kein Zartgefühl von Deiner Seite, wenn Du mich auf diese Verhältnisse aufmerksam machst und mir damit zu verstehen gibst."

"Verzeihe, so war es nicht gemeint," fuhr er hastig fort, aber sie entzog ihm jetzt ihre Hand, die er wieder zu ergreifen suchte; "ich muß ja nun auch wünschen, Gewißheit zu erhalten."

"Dir kann es so sehr damit nicht eilen!"

"Mehr, wie Du vermutest, denn von Deiner Antwort wird es abhängen, ob ich nach Brasilien zurückkehre oder hier bleibe."

Hertha blickte eine geraume Weile starr vor sich hin, sie sah seinen lauernden Blick nicht, der voll Verlangen auf ihr ruhte.

"Wenn meine Antwort bejahend lautet, dann wünsche ich, daß wir nicht hier unsern Wohnsitz nehmen," sagte sie endlich leise.

"Diesen Wunsch werde ich gern erfüllen, und am liebsten wäre es mir, wolltest Du mich nach Brasilien begleiten."

"Vielleicht — aber machen wir jetzt noch keine Pläne," erwiderte sie, indem sie mit der Hand über die Stirne strich, als ob sie ihre Gedanken sammeln wollte, "es ist eine ernste Frage, ich kann mich so rasch nicht entschließen, deshalb bitte ich Dich noch einmal, habe Geduld mit mir."

"Gewiß, Hertha, Dein Wunsch ist mir ja Befehl," sagte er, während er sein Weinglas ergriß, "nur bitte ich Dich, meine Geduld nicht auf eine zu schwere Probe zu stellen. Ich möchte den Streit wegen der Erbschaft beendet sehen, dem Eigensinn meines Vaters beuge ich mich nicht, das verbietet mir mein Stolz, aber als Dein Verlobter könnte ich ihm entgegenkommen und die Vorschläge annehmen, die er mir macht. Mißverstehe mich nicht, die Absicht, einen Druck auf Dich zu üben, liegt mir sehr fern, im Gegenteil, Deine Entschliebung muß."

"Ich verstehe wohl, was Du sagen willst," unterbrach sie ihn wieder, und es schien ihm, als bläse mühsam verhaltener Zorn aus ihren dunklen Augen; "wenn Du so sehr das Ende des Erbschaftsstreites wünschst, so hättest Du es längst herbeiführen können, allzu schwer wäre Dir das Opfer wohl nicht geworden. Lassen wir das unerörtert, ich werde Deine Frage beantworten, sobald ich selbst die Antwort gefunden habe."

Der Baron erhob sich, der Ton, in dem seine Cousine die letzten Worte gesprochen hatte, war merklich kühler geworden.

"Ich irre wohl nicht, wenn ich vermute, daß Du nun mit Deinen Gedanken allein zu sein wünschst?" sagte er; "es müßte uns beiden peinlich sein, wenn Dein Vater bei seiner Rückkehr uns in dieser gedrückten Stimmung fände."

"Du hast recht," nickte sie, ihm die Hand reichend, und noch einmal klang jetzt die alte Herzlichkeit aus ihrer Stimme; "es ist besser, wir scheiden für heute. Und wenn Du morgen wieder kommst, so plaudern wir wieder miteinander mit der früheren Vertraulichkeit und Unbefangenheit, Du brauchst mich nun nicht mehr an Deine Frage zu erinnern, ich werde nicht vergessen, daß ich sie noch beantworten muß. Soll es so bis zur Entscheidung zwischen uns gehalten werden?"

"Wie Du befehlst, Hertha!" antwortete er, ihren Handdruck erwidern, "ich will mich der Hoffnung hingeben, daß mein heißester Herzenswunsch Erfüllung findet."

Sie nickte ihm noch einmal mit einem gezwungenen Lächeln zu, und er küßte ihre Hand, dann entfernte er sich mit finster umwölkter Stirne.

"Den Korb hab' ich schon!" murmelte er, als er das

Haus verlassen hatte, "aus allen ihren Worten klang das Nein heraus. Wenn sie nicht so begehrenswert wäre, so würde ich kurzen Prozeß machen und mich nicht länger hinhalten lassen, aber ich liebe sie, und —"

Er brach ab und stampfte mit dem Fuß zornig auf den Boden, indem er zugleich stehen blieb, um eine Zigarre anzuzünden.

Daß ihm in einiger Entfernung eine dunkle Gestalt folgte, seitdem er das Haus seines Onkels verlassen hatte, bemerkte er nicht, es war so spät noch nicht, reges Leben herrschte noch immer in den Straßen, durch die sein Weg ihn führte, und außerdem beschäftigten seine Gedanken ihn so sehr, daß er keine Zeit fand, seiner Umgebung irgend welche Beachtung zu schenken.

"Galen steht zwischen uns," nahm er sein Selbstgespräch wieder auf, "wenn sie dennoch mir das Jawort gibt, so hat ihr Vater sie dazu gezwungen. Ich dürfte auch dann nicht auf Erwidern meiner Liebe rechnen, der Hochzeit würden keine Honigmonate folgen, ich hätte mir nur eine drückende Last aufgebürdet und müßte noch dazu die Hälfte der Erbschaft meinem Herrn Schwiegervater abtreten. Soll ich nun abwarten, welche Antwort ich erhalten werde? Und wenn sie mir einen Korb gibt, was dann? Es liegt nicht in meinem Plane, noch lange hier zu bleiben, und der Prozeß kann sich Monate hinziehen, ehe er beendet ist. Schreiß darf ich nicht gegen den Oberst auftreten, alles bis jetzt Errungene könnte dadurch in Frage gestellt werden, da werde ich mich wohl noch einige Zeit gedulden müssen."

Er war in eine stillere Seitenstraße eingebogen, in der zum Teil Handwerker wohnten, die ein offenes Geschäft be-  
sahen.

Vor dem kleinen, schwach beleuchteten Laden eines Schlossers blieb er stehen, hinter dem Schaufenster lagen Schloßer, Schrauben und Nägel und Handwerksgeräte jeder Art, die der Baron, scheinbar in Sinnen versunken, lange betrachtete.

Endlich trat er in den Laden hinein, ein alter Mann kam aus dem anstoßenden Zimmer und fragte nach seinem Begehre. Franz von Feldern forderte eine dünne, schmale Säge und einen Bohrer, von beiden Handwerkszeugen wurden mehrere Sorten ihm vorgelegt.

"Sie sind wohl Bildhauer?" fragte der Schlosser, den elegant gekleideten Herrn mit einigem Mißtrauen betrachtend.

"Nicht von Profession," erwiderte der Baron gleichgültig, "aber ich beschäftige mich aus Liebhaberei mit dieser Kunst und zwar vorzugsweise mit Laubsägearbeiten."

"Dann müssen Sie diese beiden nehmen," sagte der Schlosser, "Sie arbeiten damit rasch und sicher."

"Auch geräuschlos?"

"Das kommt darauf an, wie Sie die Werkzeuge handhaben, etwas Geräusch wird nicht zu vermeiden sein."

Der Baron fragte nach dem Preise und legte das Geld auf den Tisch, dann ließ er die Werkzeuge in Papier einhüllen, um sie mitzunehmen.

Er sah auch jetzt nicht den Mann, der neben dem Schaufenster stand und ihn beobachtete, einige Betrunkene zogen lärmend an ihm vorüber, sie lenkten seine Aufmerksamkeit ab.

Gleich darauf trat Karl Santer in den Laden, der alte Schlosser stand noch hinter dem Verkaufstisch.

"Was hat der Herr vorhin gekauft?" fragte er.

"Was geht das Sie an?" erwiderte der Schlosser spöttisch, "Sie sind doch nicht der Vormund des Herrn?"

Santer griff in die Brusttasche und holte eine Karte heraus, die er dem alten Manne vor die Augen hielt.

"Können Sie das lesen?" sagte er.

"Ich bitte um Entschuldigung," antwortete der Schlosser beifällig, "das konnte ich Ihnen nicht ansehen. Sie kennen wohl den Herrn? Ist er schon einmal erwirbt worden?"

"Ja, ich kenne ihn," nickte Santer, "aber was er treibt, das weiß ich noch nicht, und aus triftigen Gründen möchte ich es erörtern. Also was hat er gekauft?"

"Eine Säge und einen Bohrer."

"Wollen Sie mir die Gegenstände zeigen?"

Beifällig kam der Schlosser diesem Verlangen nach, Karl Santer nickte befriedigt.

"Sagte er, wozu er sie benötigen wolle?" fragte er.

"Zu Laubsägearbeiten."

"So, so, man kann sie wohl auch zu anderen Zwecken gebrauchen?"

"Natürlich, aber —"

"Zum Beispiel, um ein Schloß aus einer Thüre herauszuschneiden?"

"Das würde doch mit diesen Werkzeugen eine etwas mühsame Arbeit sein," erwiderte der Schlosser kopfschüttelnd.

"Wenn man sich die nötige Zeit dazu nehmen kann, so wird die Arbeit dadurch erleichtert. Sie kennen den Herrn nicht? Hat er Ihnen seinen Namen genannt?"

"Nein, das war ja auch unnötig, da er selbst die Werkzeuge mitnahm."

"Ich danke Ihnen," sagte Santer, "sprechen Sie nicht weiter von der Geschichte, verstanden? Ein ehrlicher Geschäftsmann muß die Polizei unterstützen, denn sie beschützt ihn, das Diebsgesindel wird ohnedies immer frecher und übermütiger. Gute Nacht."

Er ging hinaus, und der plötzlich beunruhigte Schlosser fand es jetzt ratsam, die Fensterladen und die Hausthüre sorgsam zu schließen.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Feuertempel bei Baku.

(Bild S. 272.)

Baku ist eine russische Hafenstadt, der Stationsplatz der russischen Flotte am kaspischen Meere, an der Südküste der Halbinsel Apsheron. Von der früheren Pracht derselben unter ihren vor-maligen Herrschern, den Moslims, zeugen noch die zahlreichen Moscheen und die Menge der Ruinen. Einer der Hauptanziehungspunkte von Baku ist der interessante Feuertempel mit seiner eigenartigen Umgebung. Derselbe befindet sich auf einem "Surakhani" genannten Plage, etwa sechs oder sieben Meilen im Nordosten von Baku und etwa drei Meilen von den Quellen von Balakhani, einem Ort, dessen Eigentümlichkeit darin besteht, daß das Naphtha an manchen Stellen direkt aus dem Boden quillt, weshalb auch eine Petroleumraffinerie dort errichtet wurde. Heute gehört Grund und Boden, worauf der heilige Tempel steht, den Eigentümern jenes Establishments; das Gas, das einst das heilige Feuer nährte, wird nunmehr zu Desinfizierungszwecken verwendet.

Der früher von einem Hindupriester bediente Tempel steht inmitten eines ziemlich unregelmäßigen Vierecks, das aus etwa zwanzig einst zur Beherbergung der Pilgrime dienenden aneinander gereihten Gemäßen gebildet wird, über deren dicke Mauern hinaus eine Art von Wachturm ragt. Der Tempel selbst ist ein sehr einfacher Bau, aus rohen, kaum behauenen Quadern zusammengefügt; nach allen vier Endrichtungen finden sich offene Portale, zu denen drei Stufen hinaufführen. In der Mitte desselben ist eine viereckige Vertiefung angebracht, in welcher eine Röhre ausmündet, aus der das Gas einst zur Oberfläche gestiegen und angezündet werden konnte. Das war das eigentliche heilige Feuer, neben welchem in jeder Ecke des Tempels noch ein weiteres, ebenfalls aus dem Boden geleitetes, brannte. Unsere Illustration zeigt uns die "panch agni" oder "fünf Feuer" entzündet, fromme Pilgrime umstehen andachtvoll den Tempel.

Auf der Kuppel des Tempels befindet sich eine "trisula" oder Dreizack, das Symbol des Siwa, welches anzeigt, daß ersterer diesem alten indischen Gott geweiht war. Wie die Hindus ihren Weg gerade hieher fanden, ist nicht ganz aufgeklärt, doch mag der Bau kaum über zweihundert Jahre alt sein. Seit dem Jahre 1880, wo der letzte das Heiligtum haltende Hindupriester gestorben, steht der Tempel verlassen, die hallenden Gemäße sind verödet, die heiligen Feuer erloschen; vom morschen Bau fällt bröckelnd Stein um Stein — ein Bild der Vergänglichkeit alles Irdischen!

## Aufnahme König Alfons' XII. im Sterbezimmer.

(Bild S. 273.)

Wir führen hier im Bilde unsere Leser zum Sterbezimmer des Königs Alfons nach Vardo. Das Schloß gleichen Namens ist zwölf Kilometer von Madrid entfernt in der Ebene, die der Marquis von Rivas durchdringt, gelegen. Der Palast, zur Zeit Karls V. auf dessen Befehl 1543 zuerst sehr einfach angelegt, ist im Laufe der Zeiten vergrößert und verschönert worden. Es ist ein prunkvoller Bau, sein Inneres aber ist mit Geschmack und vielen Kunstschätzen ausgestattet. So enthält das Sterbezimmer des Königs, welches unsere Leser hier erblicken, große und wertvolle Gemälde von dem berühmten niederländischen Maler Teniers, ebenso Tapeten nach dessen Zeichnungen. Originell ist auch der Kristallleuchter in der Form des Schiffes "Heilige Dreieinigkeit". Unsere Illustration ist nach der Wirklichkeit aufgenommen: der König ist aufgebahrt in der kleinen Seitenkapelle des Nebenzimmers und vor seinem Sarge kniet die Königin. Im Zimmer anwesend sind der erste Sekretär des Königs, Graf von Morphy, Leibarzt Dr. Niel und der Kardinal Benavides, der gerade eintretend gezeichnet ist.

## Die Parasiten des Geldes.

Bei einer in Erlangen durch einen zufälligen Umstand verursachten, von Dr. Reinisch vorgenommenen mikroskopischen Untersuchung der unreinigen kleiner Geldmünzen (Fünftigpfennigstücke) machte derselbe die auffallende Beobachtung des Vorhandenseins lebender Bakterien, sowie auch einzelliger Algen in den auf der Oberfläche durch den Gebrauch sich bildenden dünnen Ablagerungen. Der Genannte untersuchte im Verlehere befindliche Geldmünzen von verschiedenen Nationen und von verschiedenem Werte und fand die anfängliche Beobachtung für alle Metallmünzen, welche mehrere Jahre im Umlauf waren, völlig bestätigt und als allgemein gültig. Bei Anwendung etwas härterer Vergrößerungen lassen die mittelst eines reinen Messers abgetragenen Schmutzteile, in destilliertem Wasser aufgelöst, deutlich die vorkommenden Bakterienformen unterscheiden. Der Schmutz der Münzen bietet diesen Parasiten einen außergewöhnlich günstigen Nährboden. Die Beobachtung ist vom Standpunkte der Hygiene von großer Wichtigkeit. Mit der Aufdeckung dieses eigentümlichen Vorhandenseins von organischen — nach den neueren Erfahrungen allgemein als die Träger und Verbreiter epidemischer Krankheiten erkannten — Körpern auf einem der verbreitetsten, von Hand zu Hand gehenden Gegenstände wurde ein wichtiger, bei Uebertragungen von Krankheiten in den Kreis der Untersuchungen zu ziehender Umstand entdeckt. Außer dieser nachgewiesenen Möglichkeit der Verbreitung ansteckender Organismen durch das umlaufende Metallgeld scheint darin eine solche auch für tierische Parasiten, zum Beispiel Krätzmilben, gegeben. Ist schon die Benützung mit Schmutzkrusten bedeckter Münzen an und für sich wohl jedem auf Sauberkeit haltenden Menschen in hohem Grade etelhaft, so darf nach dem Mitgeteilten die darin liegende Gefahr für Gesundheit und Leben nicht gering angeschlagen werden. Aus diesem zweifachen Gesichtspunkte würde es sich empfehlen, Geldwäschereien zu errichten, in denen verunreinigtes Geld gegen geläutertes könnte umgetauscht werden. Die Reinigung wäre mittels kochender Kalilauge leicht zu bewirken.







E. Weiß in Libau. Thee und Kaffee gehören nicht zu den besten Getränken, ebensowenig Bier und Wein (Rotabene, wenn sie nicht im Mäßmaß getrunken werden), wohl aber Brantwein und andere stark alkoholhaltige Getränke.  
Dr. Sch.

### Frage.

21) Wie kann man wertvolle, sehr alte Eisenbeschläge von Staud reinigen, wenn er durch Rosten nicht fortgeht?  
J. L., Bamberg.

### Antworten.

Auf 19): Als Pulver für Tonsa ist erprobt eine Mischung von 6 Teilen kohlenstoffreichem Magnesia, 1 Teil Polirrot (Goldrot).

\*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle veröffentlichen, wie wir auch stets zur unentgeltlichen Aufnahme passender Anfragen von unseren Abonnenten bereit sind.

Redaktion: Otto Baish und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.  
Beantwortet: Hugo Rosenthal-Bonin.

### Inhalts-Übersicht.

Text: Das Haus mit den zwei Eingängen, Roman von Rosenthal-Bonin. Fortsetzung. — Der Ratsmarkt in Wien, von E. M. Bocana. — Ein unheimliches Mysterium, Erzählung von Th. Griesinger. — Ausfahrt der Heringskiste in Aberdeen. — Professor Dr. H. Bruch-Balsch. — Der Herr, der Natur und Leben: Opium, Morphinum und Aether; Hunde im Dienste des Herrens; Die Fährten des Herrens. — Seines Glückes Schmied, Roman von Oswald August Böhm. — Der Feuertempel bei Saka. — Auf- fahrt König Wilhelms XII. im Sterbezimmer. — Die Parafiten des Seides. — Humorsche Blätter. — Wilderwälder. — Rätsel. — Rätselprüfung. — Kleine Korrespondenzen.

Illustrationen: Ausfahrt der Heringskiste in Aberdeen. — Der Ratsmarkt in Wien, Originalzeichnung von G. Jafarek. — Die kleine Großmutter, Zeichnung von Arthur Stöck. — Professor Dr. H. Bruch-Balsch. — Der Feuertempel bei Saka. — Auf- fahrt der Leiche des Königs Wilhelms von Spanien im Sterbezimmer des Schlosses Parde, Zeichnung von J. Comba.

Deutsche Verlags-Anstalt (vorm. Eduard Hallberger) in Stuttgart.

Zum 25jährigen Königs-Jubiläum des Kaisers empfehlen wir als schönste und geeignetste Festgabe unsere Kaiser Wilhelm-Biographie,

welche durch jede Buchhandlung bezogen werden kann:

## Achtundachtzig Jahre

in Glaube, Kampf und Sieg.

Ein Menschen- und Heldenbild

unseres deutschen Kaisers

von Oskar Meding.

Mit 45 Illustrationen

nach den von des Kaisers und Königs Majestät Allerhöchster Befehl zur Benützung verhängten Aquarellen

als Festgabe für das deutsche Volk

herausgegeben von Carl Hallberger.

148 Seiten hoch Quart. Preis elegant gebunden 2 Mark; fein gebunden in Leinwand mit prächtigem Goldtitel und reicher Pressung 3 Mark.

Als eine patriotische Festgabe empfiehlt sich, angesichts des bevorstehenden fünfzigjährigen Regierungsjubiläums Seiner Majestät des Kaisers dieses bereits in zweiter Auflage erschienene Illustrationswerk.

Das in überaus früher, anregender Darstellung geschriebene Buch gibt einen anschaulichen Überblick über den Lebensgang

Seiner Majestät unseres Kaisers, mit besonderer Bezugnahme auf die Jugendzeit des hohen Herrn, auf seine militärische Laufbahn, die bedeutendsten historischen Ereignisse während seiner Regierung, das Familienleben des Kaisers, die Begegnung mit anderen Fürsten u. i. w. Den ebenso belehrend wie unterhaltend geschriebenen Text begleiten 45 Illustrationen, sämtlich nach der von Seiner Majestät dem Kaiser Allerhöchster Befehl angelegten Aquarellsammlung reproduziert, die bekanntlich bis in die neueste Zeit hineinreichend und von derjenigen Darstellung, die sich auf das Niederwald-Denkmal, die Zusammenkunft in Sterniewitz, das Vier-Kaiser-Bild, die neuen Fahnen, die Bewirtung der Gallonen bei dem Neujahrseiner u. beziehen, für die jetzige Generation von besonderem aktuellem Wert sind. — Aus diesem letzteren Grunde erscheint die mit ebenso reicher als gefälliger Ausstattung versehene Gedächtnis- schrift auch ganz besonders geeignet, in die Hände der militärischen Jugend gelegt zu werden, damit diese in dem unvergänglichen Glanz, der die Heldenfigur Kaiser Wilhelms umgibt, stets die Quelle warmer Begeisterung für die Großthaten findet, welche die deutsche Nation unter der Führung jenes ebenso weisen wie milden Herrschers verrichtete.

Militär-Wochenblatt.

Dankbare Pietät, tiefe Gefühlswärme und edle Begeisterung hat dem Verfasser die Feder geführt. Das Ganze ist ein Schmuckstück für jeden Familiensitz und jede Hausbibliothek, ebenso geeignet für den feinen Salon, wie für das einfache Bücherbrett des schlichten Bürgers und Landmannes. Bayrische Zeitschrift.

Woge diese Kaiser Wilhelm-Biographie in jedem gut deutsch denkenden und empfindenden Hause ihren Einzug halten, um dort einen Ehrenplatz in der Familienbibliothek zu erhalten, bei jung und alt, den gegenwärtigen und kommenden Geschlechtern die Liebe und Treue zu Kaiser und Reich wach zu erhalten und zu kräftigen. Hamburger Nachrichten.

Diese Festchrift ist es wert, in jedem Hause Eingang zu finden, sie ist in echt patriotischem Geiste abgefaßt.

Leipziger Zeitung.

Einladung zum Abonnement auf die

# Deutsche Romanbibliothek.

In wöchentlichen Nummern von je drei Bogen. Preis 2 Mark pro Quartal. — In vierzehntägigen Heften in elegantem Umschlag. Preis 35 Pfennig pro Heft.

Der neue, vierzehnte Jahrgang enthält in den bis jetzt erschienenen Nummern schon folgende Romane:

Der Battano. Roman von A. v. Suttner.

Karadi-nisa. Roman von F. v. Bobeltz.

Ein Feenschloß. Roman von Detlev v. Ceyern.

— Außerdem ein reichhaltiges Feuilleton. —

Soeben hat neu begonnen: „Der Mohr von Berlin“, Roman von Georg Horn.

Der Abonnent auf die „Deutsche Romanbibliothek“ bekommt in jedem Vierteljahr den Inhalt von etwa sechs Romanbänden üblichen Umfangs für nur 2 Mark, er bezahlt also für den Inhalt eines Romanbandes, der sonst zum wenigsten 3 Mark kostet, nur etwa 30 Pfennig! —

Wir laden besonders alle mit Neujahr neu eingetretenen Abonnenten auf die „Illustrierte Welt“ zum Abonnement auf unsere „Deutsche Romanbibliothek“ als überaus billiges Ergänzungs-Journal freundlichst ein. Ein Bestellschein liegt dieser Nummer zu gefälliger Benützung bei.

Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger).

Schwarzseidene Faille Française, Surah, Satin merveilleux, Satin Luxor, Atlasse, Damaste, Ripse und Taffete Mk. 1. 80 Pf. per Meter bis Mk. 14.00 (in ca. 120 versch. Qual.) vert. in einzelnen Rollen u. Stücken sofort frei in's Haus das Seidenfabrik-Depot G. Henneberg (R. u. R. Gollig). Zürich. Muster umgehend. Briefe kosten 20 Pf. Porto.



Zwanzigjähriger Erfolg!

Das bis jetzt bekannte, einzig wirklich sichere Mittel zur Herstellung eines Bartes ist

Professor Dr. Modenis

Bart-Erzeuger.

Garantie für unbedingten Erfolg innerhalb 4 bis 6 Wochen, selbst bei jungen Leuten von 17 Jahren. Absolut unschädlich für die Haut.

Diskretester Versand. Flacon Mk. 2.50. Doppelflason Mk. 4. Allein echt zu beziehen von

Giovanni Borghi in Köln a. Rh., Ess. de Cologne- und Parfümeriefabrik. 738



### Die Damen-

Oligo- und Bin- ästhetisch empfohlen und nicht zu vernachlässigen mit den früher bekannten, gleichem Zwecke dienenden primitiven Auf- laugekräften, sind den Damen zu regelmäßigen Zeiten unentbehrlich. 715

1/2 Dtd. Mk. 3. —, Gürtel dazu 75 Pf.

E. Jumentamp, Chemnitz. Seiden. Fabrik meist, Verbandsartikel.



### Caesar u. Minca

in Zahna, Provinz Sachsen

(notorisch bekannt größte Europäische

Hundezucht),

prämiiert mit goldenen u. silbernen Staats- u. Vereinsmedaillen, offeriert Luxus-, Jagd- u. Salonhündchen, desgl. Wach- u. Schutzhunde jeden Genres.

Preisliste in deutscher u. französischer Sprache gratis. 703

Die 10. Auflage meiner Broschüre „Pflege, Anzucht, Dressur u. Behandlung der Luxus-, Jagd- u. Nutzhunde“ in deutscher und französischer Sprache offeriere mit 10 Mark = 12.50 Francs = 5 Rubel oder 6 Gulden.

Salvanische Niederstühle

von den in unseren Journalen „Neuer Land und Meer“ und „Illustrierte Welt“ erschienenen Illustrationen werden fortwährend zum Preise von 10 Pf. v. Quadrat-Zentimeter abgegeben.

Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.

In der Deutschen Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger) in Stuttgart und Leipzig sind nachstehende

### Humoristische Schriften

von Wilhelm Busch

erschienen und können durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden:

Sans Suckebain,

der Unglücksrabe.

Das Pusterohr.

Das Bad am Samstag Abend.

Neuere Auflage.

Groß Quart. Eleg. kartoniert. Preis Mk. 3. —

Die kühne Müllerstochter.

Der Schreihals.

Die Prise.

Dritte Auflage.

Groß Quart. Eleg. kartoniert. Preis Mk. 2. —

Der lebensfrische und ursprüngliche Humor des auf diesem Gebiete einzig dastehenden Künstlers hat in den vorliegenden Blättern auf's Höchste sich bewährt. Sein Griffel legt in die einfachsten Linien eine glatte unüberstehliche Satire, die um so drastischer wirkt, je unbefangener Bild und Text die ungeheure Komik des Gegenstandes zur Darstellung bringen und je unmittelbar diese Darstellung dem Frohsinn des Lesers entgegenkommt.

Scherer, Deutscher Dichterwald. Mit Illustrationen und Porträts. M. 7. — Borel, Album lyrique de la Franco moderne. Avec vignettes. M. 7. — Freiligrath, The Rose, Thistle and Shamrock. With illustrations. M. 7. — Amyntor, Peter Quidam's Rheinfahrt. M. 8. — Fischer, Merlin. M. 5. — Jensen, Holzwegtraum. M. 5. — Laistner, Barbarossa's Brautwerber. M. 4. 50. — Schmid, Winland oder die Fahrt um's Glück. M. 8. — Schönaich-Carolath, Lieder an eine Verlorene. M. 4. 50. — Silberstein, Mein Herz in Liedern. M. 6. — Fischer, Lyrische Gänge. M. 7. 50. — Sämtlich in feinem Original-Einband mit Goldschnitt. Gehaltvolle Damengeschenke.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger) in Stuttgart.

Seidel & Naumanns Deutsche Universal-Nähmaschinen (System Singer)

und die besten Maschinen der Welt. Das neue hocharmige Singer-Modell dieser renommierten Fabrik erfreut sich einer grossen Beliebtheit und allgemeiner Anerkennung. Dasselbe vereinigt in sich alle Vorzüge, welche der Käufer an eine wirklich praktische Familien-Nähmaschine zu stellen berechtigt ist. Die Maschine, mit den neuesten Apparaten ausgestattet, wird von keinem anderen Fabrikat bezüglich Solidität der Ausführung und Leistungsfähigkeit übertroffen.

Der Knopfloch-Apparat, mit dessen Hilfe man per Tag 1000 Knopflocher in überraschend akkurater Sauberkeit herstellen kann, macht die Seidel & Naumann-Maschine zur vollkommensten Familien-Nähmaschine.

Die Schneider-Innung zu Magdeburg erklärt, dass die Leistungen der Seidel & Naumanns Universal-Nähmaschinen das Prädikat „vorzüglich“ verdienen.

Reflektanten, die diese Maschinen in Nähmaschinen-Niederlagen nicht erhalten können, wollen sich direkt an die Fabrik wenden. — Knopfloch-Apparate ohne Maschinen geben wir nicht ab.

Jede echte Seidel & Naumann-Nähmaschine trägt in der Fabrikmarke die volle Firma.

Seidel & Naumann, Dresden.

Werners Chromophotographie.

Angenehmste und überraschendste Unterhaltung für Jung und Alt. Verfahren, um ohne Vorkenntnisse im Malen und Zeichnen jede beliebige Photographie, Portrait, Genre oder Landschaft in ein wirkliches Bild umzuwandeln.

Komplette Apparate à 30 Mk., 20 Mk. und 15 Mk.

Franz Werner, Leipzig, Promenadenstrasse 18.

150 Briefmarken für 1 Mk.

Alle garantirt echt, alle verschieden, z. B. Canada, Cap. Indien, Cail, Java, Brachw., Australien, Sardin., Rumänien, Spanien, Viet. etc. K. Wiering in Hamburg.

Reiche Zeitungsverträge erhalten Sie sofort im verschlossenen Couvert (direkt). Porto 20 Pf. „General-Anzeiger“, Berlin SW. 61. F. Damen frei.

Trunksudt

beste ich durch mein vorzügliches Mittel und liefere auf Verlangen umsonst gerichtlich geprüfte und eichlich erhaltene Zeugnisse. 721

Reinhold Reiff, Fabrikant in Preußen 10.

Harzke, echt, pikant. Postk. 94, Pf. 721. Postk. 3. 60 inkl. Porto. gog. Rad. nymt. Herrn. Kallies jun., Harzburg.

J. BRANDT & G. W. NAWROCKI

besorgen & verwerthen

PATENTE

in allen Ländern

BERLIN W.

78. Friedrichstrasse 78.

Anthologien und Gedichte

aus dem Verlag der

Deutschen Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger)

in Stuttgart und Leipzig.